

4

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1980



Hochzeit im Rathaus von Wernigerode
fotografiert von Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

**Ich werde jetzt entlassen.
Wann muß ich meine Arbeit
wieder aufnehmen?
Gefreiter Sven Jürgens**

**Wir waren stellvertretende Zugführer
und sind jetzt zurückgestuft worden!
Unteroffiziere H.-U. Lorenz und F. Ortner**

Am Ende dieses Monats vollzieht sich wiederum eine der halbjährlichen Wachablösungen. Während Sie und die anderen Genossen, die in achtzehn Monaten erfolgreichen Soldatseins zuverlässig über den Frieden und unsere sozialistischen Errungenschaften gewacht haben, die Maschinenpistole abgeben und die Uniform ausziehen, kommen andere, um Ihren Platz einzunehmen. Aber auch sie geben etwas ab – ihre Arbeitsgeräte nämlich. Und so wie Ihre MPi darauf wartet, von einem anderen übernommen zu werden, so wartet ein Arbeitsgerät darauf, von Ihnen gehandhabt oder bedient zu werden. Zwar waren Sie für eineinhalb Jahre nicht direkt an der Produktion beteiligt, aber da Ihr Arbeitsrechtsverhältnis weiterhin bestehen geblieben ist und während der Armeezeit nur geruht hat, rechnet der Betrieb natürlich mit Ihnen. Mit Ihrem beruflichen Können, mit Ihrer Leistungsbereitschaft, mit Ihrem ganz persönlichen Anteil an der Planerfüllung. Und das nicht irgendwann in ferner Zukunft, sondern gleich nach Ihrer Entlassung.
Die volkswirtschaftlichen Aufgaben, vor denen unsere Republik steht, sind groß und anspruchsvoll. Vielleicht erinnern Sie sich des Wortes von Erich Honecker vor der 11. Tagung des Zentralkomitees der SED, als er davon sprach, daß „die Fortsetzung der Politik der Hauptaufgabe ein höheres Leistungswachstum verlangt", wofür „ein steiler Anstieg der Arbeitsproduktivität die Schlüsselfrage" ist. Dazu wird jede Hand gebraucht, auch die Ihre. Deshalb sollten Sie Ihren Kollegen und Ihrem Arbeitskollektiv nicht mal bloß so im Vorbeigehen „Guten Tag!" sagen, sondern unverzüglich beginnen, wieder mit Hand anzulegen.
Übrigens gibt es dafür einen (terminlichen) Richtwert. Die Förderungsverordnung des Ministerrates der DDR legt fest, daß Ihnen während der Armeezeit nicht gekündigt werden darf. Allerdings erlischt dieser Kündigungsschutz, wenn Sie sich nicht innerhalb von sieben Tagen nach der Entlassung „zur Arbeitsaufnahme" melden. Spätestens nach einer Woche also sollte der Wecker wieder zur zivil-gewohnten Zeit klingeln, damit Sie pünktlich zur Arbeit kommen, sie gut machen und dafür auch gutes Geld erhalten können.

★

Sie sind Unteroffiziere auf Zeit. Vor einigen Monaten wurden Sie „als stellvertretende Zugführer eingesetzt, Planstelle Stabsfeldwebel". Das war mit größeren Aufgaben und demnach auch mit mehr Geld verbunden. Etliche Belobigungen sprechen dafür, daß Sie Ihre Sache gut gemacht haben. Nun aber mußten Sie den Platz räumen, denn inzwischen sind zwei neue Berufsunteroffiziere in die Kompanie gekommen. Sie sind wieder als Gruppenführer tätig. Das aber empfinden Sie als „Herabsetzung in der Dienststellung" und sehen darin „eine Bestrafung".
Auch wenn ich Ihren momentanen Unmut verstehen kann, eine „Rückstufung" ist es dennoch nicht und damit auch keine Bestrafung.
Warum nicht?
Wer – wie Sie – als Unteroffizier auf Zeit dient, hat Anspruch auf eine seinem Dienstverhältnis und seiner Qualifikation entsprechende Dienststellung; das ist in Ihrem Fall die eines Gruppenführers. Ihr vorübergehender Einsatz als stellvertretender Zugführer war auf den objektiven Tatbestand zurückzuführen, daß die dafür vorgesehenen Berufsunteroffiziere fehlten, und dem subjektiven, daß Sie von den Zeit-Unteroffizieren offenbar am ehesten geeignet waren, die zeitweilig entstandene Lücke zu schließen. In dem Augenblick allerdings, da der Truppenteil in der Lage war, die von Ihnen vertretungsweise eingenommenen Dienststellungen mit dafür ausgebildeten Berufsunteroffizieren zu besetzen, mußte dies geschehen. Und so kam es ja auch. Die logische Konsequenz: Sie übernahmen wieder Ihre ursprüngliche Aufgabe, die von Gruppenführern.
So hat also alles seine Richtigkeit. Demnach sollten Sie auch in dieser sehr verantwortungsvollen Tätigkeit alles geben, was Sie haben und können. Die mehrmonatigen Erfahrungen als stellvertrtende Zugführer werden Ihnen dabei zweifelsohne zugutekommen und Ihnen helfen, Ihre Gruppen alsbald an die Spitze im sozialistischen Wettbewerb zu führen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Von Telepathen, Mördern und einer Frühlingssonate

„Und nun stellen sie sich bitte vor, daß ein solches telepathisches Paar in der Sterbestunde des einen von ihnen beieinander ist. Wie Sie wissen ... lebt das Gehirn des Menschen noch mehrere Minuten nach dem Tod, das heißt nach dem Herztod. Ist es nicht denkbar, daß das menschliche Gehirn in diesen Minuten sieht, hört, spürt oder erkennt, was uns im Tod erwartet? Und wenn es so ist, warum sollte es dann nicht möglich sein, daß der überlebende Partner die Gedanken empfängt, die der Sterbende an der Schwelle des Todes ‚aussendet'?"
Das makabre Experiment wird tatsächlich ausgeführt. Aber welche Erkenntnisse gibt es nun? Jeder, der in den Besitz der Tonbandaufzeichnungen des Überlebenden kommt, stirbt. – Nervenkitzel auf zehn Seiten: „Das Experiment", von Eva Maria Mudrich. Die anderen Kurzgeschichten dieses Utopik-Bandes „Gedankenkontrolle" aus der BRD haben es auch in sich; erschienen sind sie im Verlag Das Neue Berlin.
Aus dem selben Verlag gleich noch einmal Spannung: Aus der DIE-Reihe der gute Krimi „Urlaub in der Vorsaison" von dem polnischen Autor Jerzy Edigey. Ein Pensionsgast an der Ostküste Schwedens wird ermordet, sein Mörder befindet sich noch unter den Gästen. Das Ergebnis der Ermittlungen hätte ich so nicht erwartet.
Pikantes für Feinschmecker habe ich zu bieten. Und sogar gleich zwei Leckerbissen für Auge und Geist. Max Schwimmer zeichnete sie in seiner bekannten „zartlinigen, melodisch schwingenden" Art. So jedenfalls bezeichnet sie Dr. Magdalena George im Nachwort zur Ausgabe des Eulenspiegel Verlages „Der Stapellauf", Text Giovanni Sercambi (1347 bis 1424), einer der vielen Boccaccio-Nachahmer. Übrigens, in der Erstausgabe, die gegen Ende des zweiten Weltkrieges erschien, mußte der gemaßregelte Hitlergegner Max Schwimmer seine Autorschaft preisgeben und unter dem Pseudonym Jean Jacob arbeiten. Aber versierte Bücherfreunde erkannten die Herkunft der Zeichnungen natürlich sehr schnell.
Der Verlag der Nation nutzte Arbeiten von Schwimmer für seinen heiter-amourösen Gedichtband „An dem kleinen Himmel meiner Liebe". Die Auswahl der Poeten reicht von Busch, Klopstock, Chamisso über Móricke, Hesse, Morgenstern bis Gerlach, Lessing und Hacks.
Mit der Aufzählung von Namen könnte ich sogleich fortfahren, denn „Lebensdaten" (Hinstorff Verlag) möchte ich Euch dringendst empfehlen. Autobiographische Zeugnisse bürgerlich-humanistischer und sozialistischer Autoren, pralle Lebensgeschichten kurz und sehr kurz gefaßt, eine Vielfalt von Informationen und Weisheiten auf engstem Raum: Hauptmann, Kisch, Hesse, Barlach, Renn, Zuckmayer, Zweig, um nur einige der 21 Künstler zu nennen, die ihre Lebensdaten preisgeben.
Ein Mann, dessen Lebensdaten bereits für Helmut Hauptmann („Geheimnis von Sosa") und Eberhard Panitz („Siebenter Sommer") interessant genug waren, um sie literarisch-dokumentarisch zu nutzen, ist nun Held eines ganzen Buches – Siegfried Graupner. Jahrgang 1916, vom Nationalsozialismus betrogen, wurde er zum Mitbegründer des antifaschstisch-demokratischen Jugendausschusses, unserem Jugendverband-Vorläufer, und schrieb die wichtigsten Kapitel der FDJ-Chronik mit. Auf einer Reise an die Drushba-Trasse, einem Geschenk des Zentralrates der FDJ zu seinem 60. Geburtstag, begleitete ihn Hans-Gert Schubert. Aus den zahlreichen Begegnungen und Gesprächen wurde: „Ich wollte nie ein weiser Uhu sein" (Verlag Neues Leben). Belege für ein Stück DDR-Geschichte und Weg der FDJ.
Sogenannt klassisch soll es weitergehen, nämlich mit drei Eterna-Melodia-Tips. Vorher aber noch ein Hinweis für alle Blas- und Marschmusikfreunde, ausnahmsweise einmal eine Single-Neuerscheinung an dieser Stelle. „Der große Wachaufzug" heißt sie. Und eingespielt hat ihn das Stabsmusikkorps der Stadtkommandantur Berlin und das Zentrale Orchester der NVA. Zu hören sind u. a. Präsentiermarsch, Parademarsch Nr. 1, Marsch der Landstreitkräfte, „Brüder zur Sonne, zur Freiheit!".
Nun also zu den Langspielplatten. Beethovens „Frühlingssonate" (Sonate Nr. 5 F-dur op. 24), so recht passend für diese Jahreszeit, sei Euch besonders für Eure private Diskothek empfohlen. Es scheint, Beethoven habe die ganze Gefühlsskala der Lebensfreude und des Optimismus ausgekostet. Auf der anderen Seite der Platte bringen Swjatoslaw Richter, Klavier, und Oleg Kagan, Violine, die Sonate Nr. 4 a-moll op. 23 für Klavier und Violine zu Gehör (827 253).
Gleich noch einmal Beethoven, derselbe Pianist läßt die Noten der Klaviersonate e-moll op. 90 erklingen. Die Zeit, in der dieses Meisterwerk entstand, war noch erfüllt vom Schwung der nationalen Befreiungsbewegung 1813/14. Neben Tönen der Klage können wir besonders solche einer unbezwingbaren Hoffnung hören. Auf Seite 2 der LP spielt Swjatoslaw Richter Robert Schumanns Symphonische Etüden in Form von Variationen op. 13 (827 136).
Ein besonderer Ohrenschmaus ist die dritte Scheibe. Das Litauische Kammerorchester unter Saulus Sondezkis spielt uns Klavierkonzerte von Bach, und zwar Konzerte für drei Klaviere und Orchester d-moll BWV 1063; c-dur BWV 1064 sowie das Konzert für vier Klaviere und Orchester a-moll BWV 1065 (827 135).



Übrigens muß man nicht gleich alle Langrillen und Singles, die man vielleicht nur mal aus Neugierde hören möchte, unbedingt kaufen. Über sehr taschengeldfreundliche Einrichtungen verfügen bereits etliche Bibliotheken, nämlich über Phonotheken. Dort kann man „seine" Platte nicht nur hören, man kann sie auch für die übliche Frist ausleihen und mit nach Hause nehmen. Aber auch dann wird es Euch kaum gelingen, sämtliche 300 Neuerscheinungen des VEB Deutsche Schallplatte für 1980 zu verkraften. 50 davon sind Eterna-, weitere 50 Eterna-Melodia-Produktionen und 80mal solche von Amiga.

Daß Ihr mit ebensolchen zarten, starken und harmonischen Klängen, wie ich sie Euch empfahl, in den Frühling schwebt, wünscht Euch

Eure Bibliothe-Karin

Die Illustration von Max Schwimmer entnahmen wir der Edition „Der Stapellauf" von Giovanni Sercambi, erschienen im Eulenspiegel Verlag.

Ohne Zaudern ließen sie sich in die Tiefe fallen und wie es aussah, hatten sie sogar noch Spaß daran. Als sie nur zwanzig Meter über Grund am Fels kletterten, waren sie gar nicht so forsch. Oft zögerten sie, ehe sie nur einen Schritt wagten. Wo war ihre Selbstsicherheit geblieben, mit der sie sich die Hunderte Meter in die Tiefe gestürzt hatten?

Während die anderen die Seile, Karabinerhaken und Seilschlingen einpackten, waren vier der Unteroffiziersschüler des Fallschirmjägertruppenteils „Willy Sänger" – ich begleitete sie, als sie (in Einsatzgruppen formiert) im felsigen Mittelgebirge trainierten – bereit, meine Frage zu beantworten. Nun, angesichts der sportlich durchtrainierten jungen Männer, schien sie mir in ihrer Formulierung fast zu gewagt. Sie waren in ihrem Auftreten so selbstsicher. Offensichtlich fühlten sie sich aber nicht

AM RANDE

Als Spezialisten moderner Gefechtshandlungen müssen sich Fallschirmjäger in jedem Gelände zurechtfinden. Um ihre besonderen Aufgaben zu erfüllen, suchen sie die gedeckte Annäherung an den Gegner, denn sie wol-



len ihn an seinen empfindlichsten Stellen, wie an Gefechtsständen, Nachrichtenknotenpunkten oder Raketenstellungen, treffen. Reichlich Deckung bieten Berge und Felsen, dafür fordern sie von den Kämpfern Kraft, Ausdauer und Umsicht. Dies, trotz einer bis zu 50 kg schweren persönlichen Bewaffnung, Ausrüstung und der mitzuführenden Vorräte an Munition.



DES ABGRUNDS

gekränkt. Nur rückte Hartmut Wolter ein wenig an seinem Barett, als er sagte: „Beim Springen weiß ich, was geschieht. Dazu habe ich noch meinen Schirm selbst gepackt. Ich kenne ihn. Und so lasse ich mich einfach fallen. Ja fallen", wiederholte er, als hätte er meine gedachte Frage – weiter nichts? – erraten. „Und dann geht das Ding ja auf. Außerdem habe ich noch einen Rettungsschirm mit. Trete ich am Berg daneben, nichts habe ich da. Nicht einmal Zeit zum Überlegen."

Dann rechnete er mir vor: „Als Springer falle ich pro Sekunde nicht tiefer als 50 Meter. Acht Sekunden Zeit zum Reagieren bleiben mir so bei einem Weg von 700 Meter Höhe bis auf 300 Meter Höhe. Der Rettungsschirm würde sich einige Male in dieser Zeit öffnen. Zwanzig Meter Felswand, die würden nur so verbeirauschen und was dann?"

„Im Prinzip könnte jeder mit dem Fallschirm springen", ergänzte ihm Michael Teetz." Das ist absolut sicher. Am Fels dagegen ist jeder Schritt zu überlegen. Schlimm für den, der etwa nicht gesichert ist, weil der Weg am Anfang gar nicht so schwierig aussah."

„Ob leicht oder schwierig, für eine Einsatzgruppe ist der Weg über die Felsen, genau wie der Sprung aus dem Flugzeug, nur Mittel zum



Zweck, eben der Weg ins Gefecht." Jörg Wendlandt machte bei seinen Worten eine Armbewegung zu dem Felsen hin, über den sie abgestiegen waren.
„Und" Hartmut warf nun endlich sein Barett ins Gras, „da wirst du jede Wand, die du besteigen mußt, immer das erste Mal begehen. Da guckste hin, wo du gehst und hingreifst. Den Fallschirm, den kennst du doch!"
„Bedenke aber, um an den Gegner unbemerkt ranzukommen, ist der schwierigste Weg meist der sicherste." Jörg hatte sich voll zu Michael hingedreht. „War es nicht auch so, als die Rote Armee ihre Panzer in der Schlacht bei Kursk deshalb durch die Sümpfe heranbrachte?"
Eine Weile dachten sie alle nach, dann erklärte Jörg Sorge: „Stimmt, zu unserer Taktik gehört es, dort hinzukommen, wo es der Gegner am wenigsten erwartet. Da spielen nicht nur Berge eine Rolle, da ist sogar das Wetter wichtig. Je schlechter es ist, um so besser. Als Einsatzgruppe sind wir doch an Zahl und Bewaffnung den gegnerischen Sicherungskräften total unterlegen."
„Gerade deshalb darf man nicht einfach losrammeln und sagen, dort ist die steilste Wand, da gehen wir, da erwartet uns keiner." Nicht ganz so heftig sprach der andere

Nicht jeder Felsen fällt senkrecht ab. Bis zu einer bestimmten Neigung der Wände kann man sie ohne Hilfsmittel „begehen". Reibungsklettern nennt es der Fachmann. Ähnlich wie beim Skifahren wird durch entsprechende Neigung des Oberkörpers der Schwerpunkt verlagert und Standfestigkeit erreicht. Dabei noch mit der Waffe umgehen zu können, erfordert großes Geschick.

AM RANDE



DES ABGRUNDS

Werden die „Brocken" größer, ist das Seil unerläßliches Hilfsmittel. Noch brauchen sich die Genossen nicht einzubinden. Nur an kritischen Stellen ergreifen sie es, um sich und die Last ihrer Tornister darüber „hinwegzuziehen".

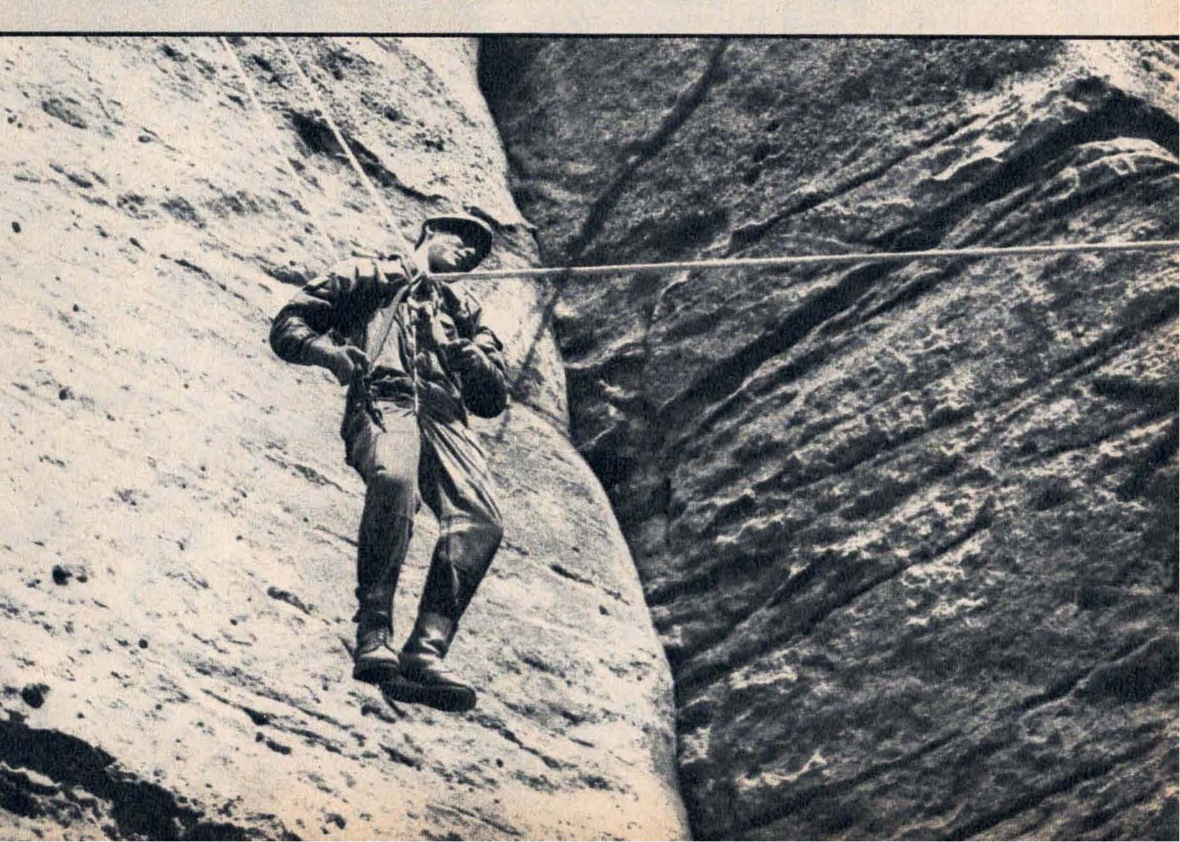
Jörg weiter: „Nur eine Stunde lang guter Weg, wie weit man da kommt."

„Das erfahren wir doch immerzu: Unüberlegtes Handeln führt selten zum Erfolg. Deshalb, erst das Gelände aufklären – ob flach oder bergig –. danach sich entschließen, wo entlang." Dies dozierte Michael so, als hätte er's aus der Taktikvorschrift gelesen. Einlenkend setzte Jörg hinzu: „An den Kräften zehren die Berge schon, aber man kann sich dort gut verbergen."

„Wenn eine Einsatzgruppe wenig Erfahrung hat", wendet sich Michael an seine Genossen, „sollte sie eben doch einen leichteren Weg suchen und die Felsen meiden. Ihr wißt, die viele Ausrüstung, dazu Sprengsätze und Munition. 30–40 kg wiegt ein Kampfsatz. Ohne gegenseitige Hilfe, ohne Kameradschaft ist da nichts drin. Vertrauen zum Nebenmann, der einen am Seil hält, muß sein. Und vor allem kein Alleingang in den Felsen."

„Das meine ich doch mit nicht losrammeln", warf der erste Jörg in die Debatte. „Richtig studieren muß man den Fels. Und ‚Wege' suchen. Zum Glück sind sie nicht alle gleich. Aufgespalten sind sie, und sie haben Löcher. Nicht jede steile

Wand fällt dauernd senkrecht nach unten. Ideale Wege für uns sind die mannsbreiten Felsspalten – Kamine sagen die Bergsteiger dazu. Die handbreiten Risse aber, an denen die Sportler noch hochgehen, die werden wohl, wenn es darauf ankommt, nichts für uns sein."
Ich wußte, sie waren, bevor wir uns trafen, ein äußerst schwieriges Stück geklettert. Ich sah es auch an ihren Händen: Risse und Schwielen. Nicht einer, dem nicht die Fingerspitzen bis zum Bluten aufgerieben waren. Hartmut hatte wohl meinen Blick auf die Hände bemerkt.
„Der Sandstein ist wie Schmirgel. Regnet es, wird er wie Schmierseife. Dann ist's verdammt glatt. Am besten geht's wirklich im Kamin. Man stemmt die Beine gegen die eine, den Rücken gegen die andere Wand und schiebt sich so Stück um Stück höher."
„Das alles ist ja zu beachten, aber bleiben wir beim Thema." Michael hockte sich aufrechter in den Schneidersitz, seine Worte sollten wohl so mehr Gewicht bekommen.
„Eine Einsatzgruppe muß zusammen bleiben können. Sie muß sicher ohne Ausfälle den Anmarsch, die Aufgabe und den Rückmarsch bewältigen. Da darf keiner stürzen, sich etwa ein Bein brechen. Oder: schon ein abgetretener Stein reißt andere, lockere mit, die nach unten poltern – und die Gruppe ist verraten. Auch kann dieser Stein den nachsteigenden Genossen empfindlich treffen. Trotzdem werden wir, wenn es die Situation verlangt, über die Felsen klettern müssen. Möglich, daß wir unter der Last unserer Ausrüstung und, weil wir absolut sicher gehen müssen, gegenüber dem sportlichen Bergsteiger wie lahmende Gemsen wirken. Auch wählen wir dann nicht den sportlichsten, sondern den sichersten Weg. Und zweimal hingucken tun wir auch. In der Gefahr irrt der Mensch bekanntlich nur einmal."
Die anderen nickten beifällig. Auch ich konnte mich ihrer Logik nicht entziehen. Sie sagten, der Fallschirm ist ein Apparat. Seine Funktionen sind vorbestimmt. Ihr Ablauf kann sich nicht verändern. Sie beherrschen ihn und vertrauen sich ihm ohne Zögern an. Der Fels, das Gelände aber, wird immer anders sein. Darum die Sorgfalt, die sie auch mal an einem Hindernis während des Trainings für Augenblicke zögern ließ.
Konnten sie denn schon so reden, diese Genossen? Schließlich waren sie noch Unteroffiziersschüler. Ich meine doch. Wußte ich doch die von jedem bereits absolvierten Fallschirmsprünge, in deren Anzahl auch die aus der soliden GST-Ausbildung steckten. So war Jörg Wendlandt 48mal, Hartmut Wolter 81mal, Jörg Sorge 83mal und Michael Teetz sogar schon 136mal in die Tiefe gestürzt, vor der es einen Laien nun mal schaudert.
Und an den Händen schon sah man es, den Felsen hatten sie auch ihren Tribut gezahlt.
Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer



Das Abseilen eines Geschädigten muß so sicher als möglich geschehen. An Stellen, wo er eventuell mit dem Fels kollidieren könnte, ist Hilfestellung zu geben. Der betreffende Genosse wird auch so eingebunden, daß er mit den gesunden Armen oder Beinen sein Abseilen unterstützen kann.

Fingerstarke Löcher, doch sie bieten dem geschickten Kletterer Halt. Manchmal sind es auch nur zentimeterbreite Auswaschungen am Fels, in die gerade die Schuhspitze paßt. Richtig hineingetreten und das Bein in entsprechendem Winkel zum Körper gehalten, läßt sich der nächste Schritt wagen. In solchen Situationen ist Sicherung durch Vor- oder Nachsteiger unerläßlich.

AM RANDE



DES ABGRUNDS

Nicht nur zur Sicherung dient das Seil am Fels. Mit ihm lassen sich auch große Höhenunterschiede schnell überwinden. An das ausgespannte Seil hängt sich der Kämpfer mittels Karabinerhaken ein und läßt sich abgleiten. Aus dieser Lage heraus kann er seine MPi gebrauchen. Mit einem zweiten Seil ist er gesichert. Der sichernde Genosse bestimmt damit auch die Geschwindigkeit des Abgleitens.



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Geschenktradition

Anläßlich des Pioniergeburtstages übergab jede Klasse des Hortes unserer Leibnitz-Oberschule in Leipzig ein Geschenkpaket an Angehörige der NVA. Diese Tradition pflegt unsere Schule schon seit vielen Jahren. In einer Mappe konnten die Kinder die gesammelten Briefe von den „großen Freunden" lesen.
Ronald Wischnowski, Leipzig

Kleiner Willi

Wie hieß der erste Panzer der Welt, und wie sah er aus?
Uwe Kleinert, Kodersdorf

Als erster Panzer der Welt, der auch als „Stammvater" der Panzerwaffe gilt, wird in der Fachliteratur der im September 1915 fertiggestellte „Little Willie" bezeichnet. Er ähnelte mehr einem Traktor mit Kastenaufbau als einem Panzer. Sein Konstrukteur war der englische Oberstleutnant Ernest D. Swinton. Nachfolger dieses „kleinen Willi" war der rhombusförmige „Big Willie" oder Mark I, der 1916 in Serienproduktion ging.



Arbeitsgemeinschaft

. . . „Junge Soldaten" sucht kostenlos zur Gestaltung ihrer Arbeit jede Art Material wehrpolitischen Inhalts, wie z. B. Poster, Typenblätter, Bildmaterial, Modellbauanleitungen usw.
Hans-Joachim Worm, Alfred-Holzweißig-Oberschule, 7295 Schildau, August-Bebel-Straße.

„Soll ich jetzt schon wieder springen?"

Zur Eurer Antwort auf diese Frage des Soldaten Axel Karl in der AR 12/79 möchte ich ein paar eigene Gedanken ergänzen. Natürlich habt Ihr recht! Solche zwischenmenschlichen Beziehungen wie sie Soldat Karl andeutet, sind mit unserer gemeinsamen sozialistischen Sache unvereinbar. Sicherlich ist ein kameradschaftliches Verhältnis, wie Ihr es beschrieben habt, auch anpassungsfähig, aber nur, wenn man es vom ersten Tag an gepflegt hat. Doch man darf die Augen nicht vor der Realität verschließen. In einigen Einheiten herrscht manchmal ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen den Diensthalbjahren. Und das ist gar nicht so einfach und schnell abzuschaffen. Wenn Ihr dem ersten Diensthalbjahr den Rat gebt, sich aufzulehnen gegen solche Methoden, die da geschildert wurden, sorgt Ihr nur für noch größere Differenzen. Ich habe nicht gerade die besten Erfahrungen hinsichtlich der Beziehungen der Diensthalbjahre untereinander gemacht.
Richard Göb, Gotha

Wieder etwas für die Wand

Noch habe ich Heft 11 nicht ganz durchgelesen, und die Sängerin Klari Katona bleibt vorläufig noch in meinem Besitz. Später bekommt sie aber garantiert einen Platz neben den anderen Prominenten an der Wand im Zimmer meiner 18jährigen Tochter.
Frieda Gieschen, Unterkatz

Wermutstropfen im Freudenbecher

Mit großer Freude habe ich Euren gelungenen Beitrag im Heft 11/79 über den FC Vorwärts Frankfurt (Oder) gelesen. Sachlich und kritisch wurde da an die Sache herangegangen. Ein Wermutstropfen fiel jedoch in meinen Freudenbecher. Bei den Europa-Pokalergebnissen des FCV habt Ihr zwei wichtige Erfolge nicht erwähnt: 1969 schaltete die



Mannschaft nach Panathinaikos Athen den Klub Roter Stern Belgrad aus (2:1, 2:3), ehe dann im Viertelfinale beim FC Feyenoord Rotterdam Endstation war (1:0, 0:2). 1970 siegte der FCV im Achtelfinale nach großem Kampf mit Verlängerung und Elfmeterschießen gegen Benfica Lissabon (0:2, 5:3), unterlag dann aber im Viertelfinale dem PSV Eindhoven (0:2, 1:0).
Mathias Knoll, Frankfurt (Oder)

Womit die AR-Statistik des FCV wieder stimmt. Besten Dank, Mathias.

Ehemalige Offiziersbewerber gesucht!

Wer von denen, die heute Offiziere sind, besuchte die EOS „Erich Weinert" in Herzberg? Bitte schreibt an: AG Geschichte, Christian Stoll, EOS „Erich Weinert", 793 Herzberg, Lugstraße 3.

Ehre und Verpflichtung

Mit Interesse las ich den Beitrag über Walter Husemann im Dezemberheft. Seit 1977 diene ich in der Walter-Husemann-Kaserne. Für uns ist es Ehre und Verpflichtung zugleich, daß unsere Kaserne den Namen eines solchen Revolutionärs trägt. Auf verschiedene Art würdigen wir seine Taten. So veranstalten wir z. B. jedes Halbjahr den „Walter-Husemann-Wettkampf – Für den Grenzdienst fit". Hier messen wir unsere sportlich-militärischen Kräfte.
Unteroffizier Andreas Klinke

Anrechnungsprobleme

Mein jetziger Betrieb will meine aktive Dienstzeit als Berufsunteroffizier auf die Betriebszugehörigkeit nicht anrechnen. Denn nach der Versetzung in die Reserve war ich einige Jahre in einem anderen Betrieb tätig.

Feldwebel d. R. Kurt Klinger, Magdeburg

Paragraph 24 der Förderungsverordnung (GBl. I Nr. 13, vom 13. 3. 1975) legt fest, daß den aus dem aktiven Wehrdienst entlassenen Berufsunteroffizieren die gesamte in den bewaffneten Organen geleistete Dienstzeit auf die Betriebszugehörigkeit in jedem Arbeitsrechtsverhältnis anzurechnen ist.



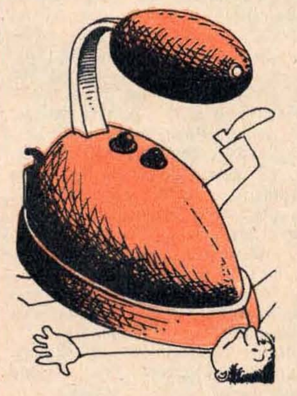
Ein Preisausschreiben

... mit vielen Gewinnmöglichkeiten erwartet Sie im nächsten Heft. AR startet eine Leserdiskussion, informiert in der Waffensammlung über Pontonbrücken, berichtet über ein Feldlager der Waffenbrüderschaft und die Bewaffnung von Luftlandetruppen. AR-Reporter besuchten das Historische Museum der Sowjetarmee in Berlin-Karlshorst, Studenten an einer „Feldakademie" sowie ein Volleyballturnier. Auf dem Rücktitelbild die Schlagersängerin Evelin.



Die Mütze im Genick?

Seit geraumer Zeit beschäftigt mich ein Problem, und zwar die Disziplin im Urlaub und im Ausgang unserer NVA-Angehörigen. Als ehemaliger Unteroffizier kenne ich mich in den Dienstvorschriften aus. Die Armeeangehörigen beleben im Ausgang auch das Stadtbild. Das kann man nur begrüßen, denn die Freizeit soll ja nicht nur in der Kaserne verbracht werden. Mich befremdet, daß es im-



mer noch Soldaten und Unteroffiziere gibt, die wohl noch nicht so recht wissen, wie man sich in der Öffentlichkeit verhält. Die Grußpflicht wird vernachlässigt, da stekken die Hände bis zu den Ellenbogen in den Taschen, die Mütze sitzt im Genick, die Uniformen würden hin und wieder ein Bügeleisen vertragen.

Peter Bähr, Dessau

Mit VKU?

Während meines jüngsten Urlaubs, ich hatte verlängerten Kurzurlaub, erkrankten meine Frau und meine zehnmonatige Tochter. Ich erhielt Dienstbefreiung zur Pflege meiner Familie. Wird mir der VKU darauf angerechnet?

Gefreiter Lutz Oharek

Ja, Ziffer 87 der Urlaubsordnung der NVA, DV 010/0/007, besagt das.

Was dem einen zu alltäglich ...

Die Meinung des Soldaten Torsten Weimann (Heft 11/79, S. 23) kann ich nicht teilen. Es lesen sicher auch viele Frauen und Mädchen diese Zeitschrift, um sich auf dem militärischen Gebiet zu informieren. Gerade deshalb finde ich es angebracht, militärische Themen beizubehalten. Es ist eben ein Soldatenmagazin, und wenn sie dem Soldaten Weimann zu alltagsbezogen ist, sollte er sich anderer Unterhaltungslektüre widmen.

Monika Henning, Teltow

Bestenabzeichen jedes Diensthalbjahr?

Wie oft kann man das Bestenabzeichen erhalten?

Soldat Rainer Meyer

Als „Bester" können Soldaten, Matrosen, Unteroffiziersschüler und Unteroffiziere nach jedem Diensthalbjahr, Offiziersschüler nach jedem Lehrjahr ausgezeichnet werden. Erfüllen sie die in der Wettbewerbsordnung festgelegten Bedingungen, überreicht ihnen der jeweilige Kommandeur das Bestenabzeichen, eine Urkunde sowie eine finanzielle Anerkennung. Die Verleihung dieses Abzeichens erfolgt jedoch nur einmal. Bei erneutem Erhalt des Bestentitels erhält der Armeeangehörige einen Wiederholungsanhänger.

Waffenbrüderlicher Wettbewerb

Die ungarische Armeezeitschrift „Igaz Szo" schreibt zum 25. Jahrestag des Warschauer Vertrages unter dem Titel „Aussagen über die Waffenbrüderschaft" einen Wettbewerb aus. Daran können auch Angehörige unserer Bruderarmeen und Brudervölker teilnehmen. Themen können z. B. Empfindungen sein, die alltäglichen oder feierlichen Augenblicken der waffenbrüderlichen Zusammenarbeit entspringen, des weiteren Erlebnisse bei gemeinsamen Truppenübungen, gegenseitigen Besuchen, persönlichen Bekanntschaften oder Geschichten der Freundschaft. Gattungen des Wettbewerbs sind: Literarische Arbeiten (Erzählungen, Gedichte, Briefe an Waffenbrüder, Porträts, Episoden und Anekdoten) sowie gegenständliche Arbeiten in Form von Fotos, Zeichnungen, Präsentationen von Briefmarken-, Abzeichen-, Publikations- und anderen Sammlungen. Aus den Wettbewerbsteilnehmern des befreundeten Auslands werden zwei Personen durch Los bestimmt, die wir zu einem Sommeraufenthalt nach Ungarn einladen. Einsendeschluß ist der 1. August 1980. Redaktion „Igaz Szo", Budapest, Kerepesi ut. 29 b – 1087. Kennwort: „Pályázat" (Wettbewerb)

AR-Leser können ihre Zuschriften auch an die Redaktion „Armee-Rundschau" senden. Wir reichen sie dann geschlossen an unsere ungarische Bruderzeitschrift weiter.

Verändert

Seit mein Mann bei der NVA ist, lese ich die AR. Dadurch hat sich meine Einstellung der Armee gegenüber ziemlich geändert. Mit großem Interesse lese ich jeden Eurer Beiträge.

Sabine Wandelt, Naumburg

Das „Blaue Band"

In einem Buch über die Seefahrt las ich von einem „Blauen Band". Wofür und an wen wurde es vergeben?
Günther Haase, Magdeburg

Mit Beginn der Dampfschiffahrt wurde vor allem die Verbindung von Europa nach Amerika für die Reedereien zu einem einträglichen Geschäft. Mit den modernsten Schiffen sollten Passagiere und Frachten so schnell



wie möglich befördert werden. Die Reisegeschwindigkeit wurde zwischen dem Westausgang des englischen Kanals und dem Ambrose-Feuerschiff vor New York gemessen. Das jeweils schnellste Schiff erhielt das „Blaue Band" als Trophäe. Als erstes Passagierschiff errang die „Britannia" der englischen Cunard-Linie im Jahre 1840 das begehrte Band. Ihre Geschwindigkeit betrug 10,7 Knoten. 1953 gewann die „United States" das „Blaue Band". Ihre Durchschnittsgeschwindigkeit betrug bereits 36,1 Knoten. Die Passagierschiffahrt hatte zu der Zeit aber bereits an Bedeutung verloren, denn die auf den transatlantischen Linien verkehrenden Flugzeuge sind bedeutend schneller.

Urlaub nach der Lehrzeit

Ich bin Lehrling in der Berufsausbildung mit Abitur. In diesem Jahr werde ich auslernen und will dann studieren. Unsere Lehrer sagten uns zur Urlaubsplanung, daß wir unseren Anteilurlaub erst nach Beendigung der Lehre nehmen müßten. Aber wer bezahlt uns dann den Urlaub?
Roswitha Kunze, Berlin

Ihnen steht als Lehrling einer Abiturklasse auch in diesem Jahr der volle erhöhte Grundurlaub von 24 Arbeitstagen zu. Da dieser Urlaub in der Regel nicht während der theoretischen Ausbildung genommen werden sollte, bleibt dafür nur die Zeit nach der Lehre. Dazu ist es notwendig, daß Sie einen entsprechend befristeten Arbeitsvertrag mit Ihrem Betrieb abschließen. Die Urlaubsvergütung erfolgt dann nicht mehr in Höhe des Lehrlingsentgelts, sondern nach dem Verdienst der ausgeübten Tätigkeit oder dem Durchschnittsverdienst bei Neueinstellungen.

Soldatenpost

... wünschen sich: Rita Müller (18), 8021 Dresden, Altenberger Platz 2 – Carina Weber (18), 8234 Bärenfels, PF 78 – Eva Giertz (18), 8019 Dresden, Müller-Berset-Str. 19 – Sylvia Wagnitz (18), 2731 Pokrent, PF 151 – Bettina Krause, 836 Sebnitz, Pablo-Neruda-Str. 19 – Martina Schubert (19), 9201 Erlicht, Nr. 13, Post Oberschaar – Bettina Neumann, 3271 Hohenwarthe, Hauptstr. 48 – Sylvia Schaffer (17), 506 Erfurt, Sulzestr. 7 – Elke Einhorn (17), 9207 Langenau, Zur Striegisquelle 11 –
Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Marina Eggers, 432 Aschersleben, Hecklinger Str. 47 – Ramona Auerbach (21), 9022 Karl-Marx-Stadt, Vetterstr. 14 – Ingrid Haimayer (24), 2355 Saßnitz, Rügener Ring 41 – Ina Roth (20), 66 Greiz, Papiermühlenweg 12a – Petra Schäfer (26, Tochter 1 Jahr), 2555 Prisannewitz, PF 63 – Gabriele Vogel (24), 72 Borna, Paul-Paschke-Str. 57 – Birgit Stenzel, 1134 Berlin, Weitlingstr. 103 – Monika Marquardt (24), 1055 Berlin, Hans-Otto-Str. 28



Zu leicht befunden

In Heft 12/79 stellten Sie in den Typenblättern die 100-mm-Flak vor. Mit den taktisch-technischen Daten kann ich mich nicht einverstanden erklären. 1 500 kg ist das Gewicht des Rohres und nicht des Geschützes. Dies hat eine Masse von 9 450 kg in Gefechts- und 9 550 kg in Marschlage.
Feldwebel Wolfgang Zeitsek

Sie haben recht, hier ist uns eine Zeile „verrutscht". Statt 1 500 kg muß es richtig 9 550 kg heißen.

Umgekehrt

In Euren letzten Heften ging es sehr oft um das Thema Liebe und Treue während der Armeezeit. In meiner Ehe ist es so, daß ich in der Kaserne bin und mein Mann zu Hause ist. Das ist auch nicht einfach. Wenn ich nach Hause komme, hat sich mein Mann immer etwas einfallen lassen, um mir eine Freude zu machen. Die Wohnung ist sauber, die Wäsche ist gewaschen, das Wochenende ist nur für uns da. Das soll aber nicht heißen, daß bei uns alles glatt geht. Die „Fetzen" sind schon manchmal geflogen, und nicht zu knapp. Es ist nicht immer leicht, in einer Kaserne zu leben. Viel mehr Frauen müßten solche Erfahrungen machen, damit sie mehr Verständnis für die hohe Verantwortung ihrer Männer bekommen.
Angelika Wolter

AR-Markt

Suche Bauplan für funkferngesteuertes Flugmodell: K. Frey, 3257 Hecklingen, Friedrichstr. 41 – Biete AR 7/65 bis 11/77, ohne Typenblätter und Waffensammlung: D. Fey, 61 Meiningen, Friedrich-Engels-Str. 7 – Biete Aerosport bzw. Fliegerrevue ab 1965, pro Jahrgang 12 M: D. Rothbarth, 68 Saalfeld, Straße der Einheit 35 – Suche kostenlos ältere AR-Jahrgänge, da ich noch Schüler bin: A. Müller, 793 Herzberg, Berliner Str. 11 – Suche kostenlos AR mit Typenblätter seit Bestehen des Magazins bis 1970: H. Pönitz, 9201 Seifersdorf, Nr. 19 – Gebe AR von 1969 bis 1979 ab: E. Drubner, 5500 Nordhausen, Frankenstr. 5 – Suche Aerosport, Fliegerrevue 12/65 bis 12/66, 6/68 und 6/71 sowie Fliegerkalender von 1965, 1972 und 1974; biete Motorkalender und Marinekalender 1974 bis 1980: C. Conrad, 927 Hohenstein-Ernst., Fr.-Heckert-Siedlung 44 – Suche AR-Jahrgang 1977 und Typenblätter 1970 bis 1977: A. König, 444 Wolfen Nord, Franz-Mehring-Str. 26 – Suche AR-Jahrgang 1977, nur mit Waffensammlung: F. Gruschke, 1193 Berlin, Elsenstr. 108.

Von nun an jährlich

Zu einem festlichen Ball waren Jugendliche mit ihren Eltern und der Freundin ins Kulturhaus „Thomas Müntzer" Sangerhausen geladen. Junge Menschen, die eine Ausbildung als Berufsoffizier oder Berufsunteroffizier unserer NVA aufgenommen haben, und FDJ-Bewerberkollektive, denen diese Ausbildung in den nächsten Jahren zuteil wird. Sie standen im Mittelpunkt dieses Abends. Ein vielseitiges Programm lief ab. Der Leiter des Wehrkreiskommandos beglückwünschte die junge Generation zu ihrem Entschluß und bedankte sich bei den Eltern für die geleistete Erziehungsarbeit. Fünf Spielrunden für die Tanzpausen hatten sich die Veranstalter ausgedacht. U. a. sollten Mahn- und Gedenkstätten unseres Bezirkes sowie Kampf- und Soldatenlieder und Märsche aufgeschrieben, schnellstens 50 Exemplare der AR im Saal verkauft und Knoten gebunden werden. Ähnlich wie der schon zur Tradition gewordene „Ball der Waffen-



brüder" im März wird künftig in jedem November diese neue Veranstaltung unser kulturelles Angebot bereichern.
Gerlinde Stieglitz, Kulturhaus Sangerhausen

Brief aus Kursk

Ich abonniere die AR schon seit einigen Jahren. Sie ist für alle, die sich für Technik und Militärwesen interessieren, sehr nützlich. Wissen Sie, es kommt vor, daß derartige Zeitschriften auch langweilig und uninteressant sein können; man erwartet viel und bekommt wenig. Bei der AR ist es nicht so. Es wäre schön, wenn ich mit Genossen aus der DDR in Verbindung treten könnte, um zugängliche Literatur über Militärtechnik auszutauschen.
N. K. Subbotin, 306200 Gebiet Kursk, Siedlung Pristen, ul. Molodjoshnaja 13, UdSSR

BERUFSBILD



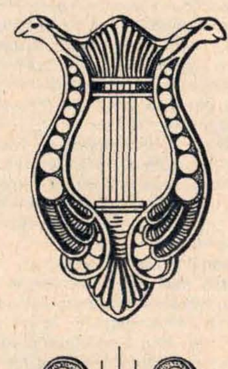
Kommandeure von Einheiten der Grenztruppen der DDR

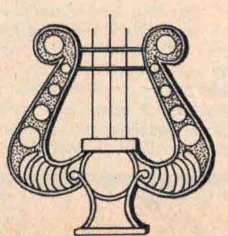
Den Grenztruppen obliegt vor allem die unmittelbare Sicherung der DDR-Staatsgrenze zur BRD und zu Westberlin. Dazu sind sie zweckmäßig gegliedert, modern bewaffnet und ausgerüstet; sie verfügen sowohl über Kraftfahrzeuge verschiedenster Art als auch über maritime und luftbewegliche Mittel. Der hier tätige Kommandeur trägt hohe politische Verantwortung und hat bedeutende Erziehungsaufgaben zu erfüllen; er führt seine Einheit im Grenzdienst, in der Ausbildung und im Garnisonsdienst. Wer sich für diese Laufbahn interessiert und bewerben will, sollte einen festen Klassenstandpunkt und möglichst schon Erfahrungen in der gesellschaftspolitischen Arbeit haben. Vorausgesetzt wird also, daß er fest und treu zur Sache des Sozialismus steht und bereit ist, an der Seite unserer Waffenbrüder persönliche Verantwortung für den zuverlässigen militärischen Schutz des Sozialismus zu tragen. Er darf nicht älter als 23 Jahre sein und muß entweder das Abitur mit oder ohne Berufsausbildung bzw. den 10-Klassen-Abschluß mit Facharbeiterausbildung haben. Günstig ist der Berufsabschluß als Landmaschinen- oder Fahrzeugschlosser, Maschinist, Anlagen- oder Elektromonteur, Instandhaltungsmechaniker oder in einem forst- bzw. landwirtschaftlichen Beruf. Es wird erwartet, daß der Bewerber an der GST-Laufbahnausbildung als mot. Schütze teilgenommen sowie das Schwimm- und Sportabzeichen erworben hat. Die dreijährige Heranbildung zum Berufsoffizier an der Offiziershochschule der Grenztruppen der DDR „Rosa Luxemburg" in Plauen umfaßt eine gründliche gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung einschließlich Militärpädagogik und Militärpsychologie, die militärische Grund- sowie eine Grundlagenausbildung auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiet, den Erwerb von Grundkenntnissen über die marxistisch-leninistische Leitungswissenschaft, die Fremdsprachen- und physische sowie die seinem Ausbildungsprofil entsprechende Spezialausbildung. Letztere umfaßt unter anderem: Grenz-, Schieß- und militärtechnische Ausbildung an in den Grenztruppen vorhandener gepanzerter sowie Kfz- und Nachrichtentechnik, Aufklärung, Pionier-, Schutz- und physische Ausbildung. Das Studium an der Offiziershochschule ist mit mehreren Truppenpraktika verbunden. Nach erfolgreichem Abschluß der Heranbildung sowie der Offiziersprüfung wird der Absolvent zum Leutnant ernannt und ist – als Offizier mit Hochschulausbildung – berechtigt, die zivile Berufsbezeichnung eines Hochschulingenieurökonomen zu führen. Sein Einsatz erfolgt in der Regel als Zugführer in einer Grenzkompanie. Nach mehrjähriger Truppenpraxis ist die Entwicklung zum Stellvertreter des Kompaniechefs möglich – mit der Perspektive, sich zum Kompaniechef zu qualifizieren. Weiterführend ist bei erfolgreicher Tätigkeit der Besuch einer Militärakademie sowie danach der Einsatz als höherer Truppenkommandeur oder als Offizier in höheren Stäben möglich. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA, bei denen auch die Bewerbung für das Ausbildungsprofil „Kommandeure von Einheiten der Grenztruppen der DDR" einzureichen sind.

Lyra-Waffenbrüder

Ouvertüre (Eröffnung)

Die mit breitem Feuerwehrkoppel versehenen Soldaten schauen ratlos umher. Wie eine Mauer sitzt die Menge. Diszipliniert – aber auch stur. Immer wieder wird die Notgasse durch Menschenleiber zugeschoben. 1 200 mögen es sein, deren Blicke der Bühne zugewandt sind. Aber auf jenem Podest passiert noch nichts von Belang. Die Musiker rennen eilig umher. Ein Notenpult wird dabei umgeworfen. Für einen der





Posaunisten muß noch ein Stuhl herbeigeschafft werden. Nur der „Deshurni" des Klubs, ein Sergeant mit schwarzem Schnurrbart, betrachtet alles mit lässiger Ruhe, gibt hier und dort einen knappen Befehl. Dabei macht er ein betont strenges Gesicht. Durch die große Jahreskomsomolversammlung hat sich das Konzert beinahe um eine Stunde verzögert. Am Veranstaltungsplan des Klubs steht: 16.00 Uhr. Jetzt hat der kleine Zeiger aber schon fast die Fünf erreicht. Auf der Bühne ist es für die dreißig Musi-

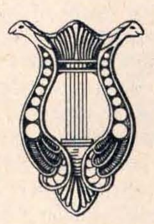


ker ein bißchen eng. Sie müssen zusammenrücken. Nun scheint sich alles gefunden zu haben. Es ist soweit.
Con fuoco (mit Feuer) macht Gardeoberleutnant Jura Katschalow die Ansage. „Fanfare der Waffenbrüderschaft" soll als erstes erklingen. Noch ehe der Beifall verebbt, hebt Oberleutnant Katschalow den Taktstock. Die Augen der Musiker ruhen auf seinem Gesicht. Einsatz. Der große Saal wird erfüllt von Militärmusik, und manch bestiefelter Fuß wippt im Takt mit. Großer, dankbarer Applaus.
Nun übergibt Jura Katschalow den Dirigentenstock an Major Siegfried Jäntsch. Dieser wird nun den Marsch „Soldatenfreundschaft" dirigieren. Das verkündet Genosse Katschalow jedenfalls dem Publikum.
Die Stunde Konzert ist schnell vergangen. Und auf den Gesichtern der Zuhörer ist zu lesen: Die Musik war espressivo (ausdrucksvoll). Sie ist vor allem Ausdruck fleißiger gemeinsamer Probenarbeit. Und die Musiker sind durch die Sprache der Musik beneidenswert miteinander und mit dem Publikum verbunden – das Militärorchester des „Lubliner" Gardemot. Schützenregiments und das Musikkorps der Offiziershochschule der Grenztruppen „Rosa Luxemburg". Enge musikalische Waffenbrüderschaft an diesem Standort reicht bis in die fünfziger Jahre zurück. Damals gab es hier noch keine Offiziershochschule und auch kein Musikkorps. Meist waren es Freizeitmusiker unserer Streitkräfte, die sich mit den Freunden zusammentaten, um zu musizieren. Eine festgefügte musikalische Gemeinsamkeit besteht seit zehn Jahren zwischen beiden Orchestern.

Etüden (Übungsstücke)

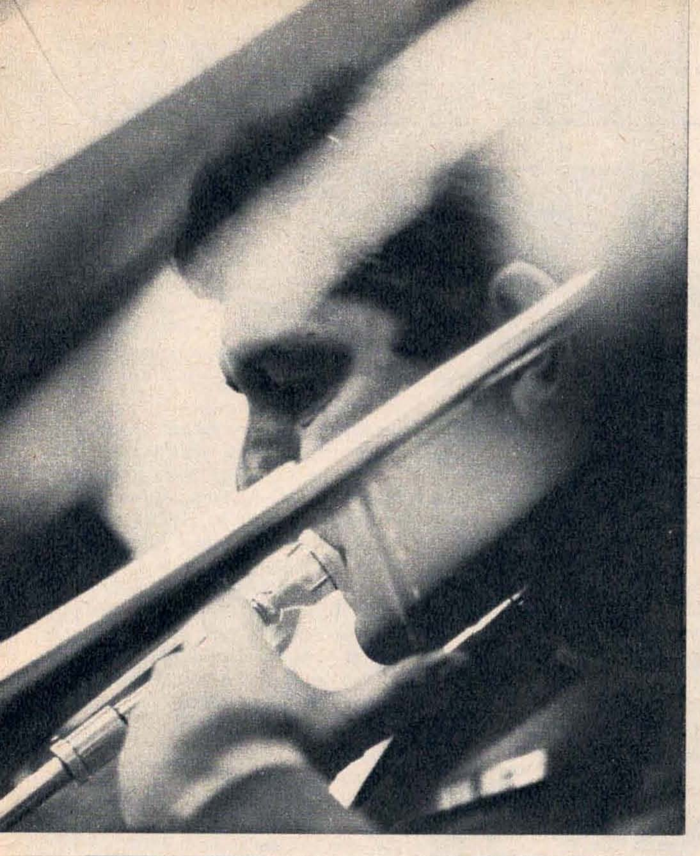
Probe. Pünktlich sind die sowjetischen Genossen da, ihre Instrumente unterm Arm. Alles ist selbstverständlich. Posaune setzt sich zu Posaune, Flügelhorn zu Flügelhorn, Trompete zu Trompete, Querpfeife zu Querpfeife... Der freundliche Morgengruß ist so, als wenn sich die Genossen erst gestern voneinander getrennt hätten. 10.00 Uhr. Alle sitzen an ihrem Platz. Nur Major Jäntsch, der Leiter des Musikkorps, fehlt. Er sollte die Probe leiten. Ihn überraschte jedoch ein wichtiger Besuch. Nachwuchs (Klarinette) wollte vorspielen. Und Nachwuchs ist eine sehr wichtige Angelegenheit. Das geht vor. Der Major macht sich auch keine Sorgen, denn Jura wird das schon in die Hand nehmen. Keiner der Musiker wundert sich, als 10.05 Uhr Gardeoberleutnant Katschalow mit dem Taktstock auf das Notenpult klopft. Die Probe beginnt. „Wir fangen an mit ‚Freunde für immer', pashalsta." Der sechsundzwanzigjährige Jura Katschalow studierte an einer Militärhochschule Militärmusik und wurde als Dirigent ausgebildet. Somit ist keine von ihm geleitete Probe nur Ersatz. Im Gegenteil. Manche Musiker meinen, er sei besonders kritisch und fordere viel. Solche gemeinsamen Proben finden regelmäßig, genau nach Plan statt. „... Jetzt nur Posaunen und Saxophone", läßt sich Genosse Katschalow hören. Sein Deutsch ist gut, obwohl zuweilen durchaus die italienischen Begriffe, wie sie in der Musikliteratur Verwendung finden, ausreichen. Der Gardeoberleutnant klopft ab und singt eine Passage vor, so wie er sie sich vorstellen könnte. „Wsjo stakato – Truba aku-

Fortsetzung auf Seite 96

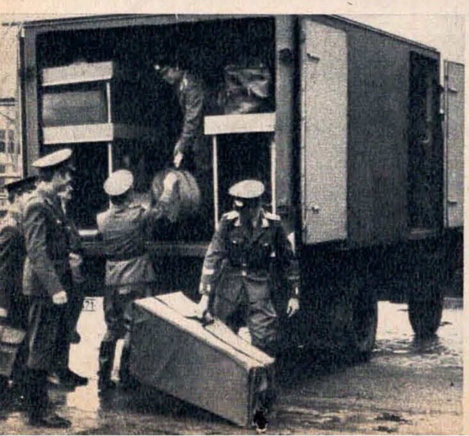
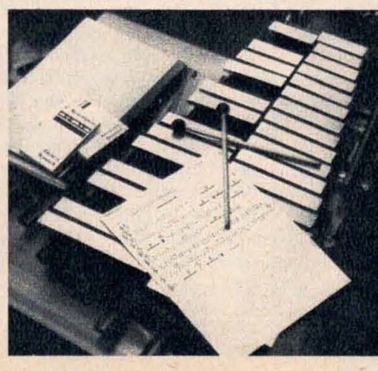
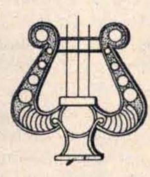












Carters Kanonenboote

„Im arabischen Meer vollzieht sich der größte amerikanische Flottenauf-aufmarsch der Nachkriegszeit", meldete Anfang des Jahres die BRD-Zeitung „Rheinischer Merkur". Das ist „zunächst im Sinne der ‚Kanonenboot-Diplomatie' als Mittel politischer Einwirkung". Als weitere Stufe zeichne sich eine Seeblockade Irans ab. Die mehr als 20 Kriegsschiffe, die zu diesem Zweck im Persischen Golf zusammengezogen wurden, hat man aus den gegenwärtig vier aktiven Flotten der USA entsandt. Davon ist eine, die 2. US-Flotte, im Atlantik und in der Karibik stationiert. Sie verfügt über fünf Flugzeugräger und 60 Kampfschiffe. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die Truppen- und Materialtransporte aus den USA nach Westeuropa zu sichern, was jährlich bei den „Reforger"-Übungen trainiert wird. Ihre wichtigsten Stützpunkte sind Norfolk, Philadelphia, Newport, Guantanamo (Kuba), Argentia (Neufundland), Keflavik (Island) und Holy Loch (Schottland). Im Ostpazifik ist die 3. Flotte stationiert. Sie besteht aus vier Flugzeugträgern und 67 Kampfschiffen, die vor allem in Pearl Harbour, San Francisco, Long Beach und Adak (Alaska) basiert sind. Die im Mittelmeer stationierte 6. Flotte soll die Südflanke der NATO stärken und die Nachschubwege für dieses Gebiet einschließlich des Nahen Ostens sichern. Sie besitzt zwei Flugzeugträger, 16 Kampfschiffe und ein mit Amphibienfahrzeugen ausgerüstetes Marine-Landungskommando. Die 7. Flotte operiert im Westpazifik. Sie soll mit ihren zwei Flugzeugträgern, 19 Kampfschiffen, einem Verband der Marineinfanterie und einem Landungsbataillon in den Seegebieten des Fernen Ostens die Stärke der USA demonstrieren. Zu ihren wichtigsten Stützpunkten gehören Yokosuka (Japan), Subic Bay (Philippinen) und Apra Harbor (Guam). (Foto: Blick auf das Deck des US-Flugzeugträgers „Midway")
Fotos: ZB; Archiv

Verlangt hat Präsident Carter für die nukleare und konventionelle Hochrüstung der USA in den Jahren 1981 bis 1985 eine jährliche Steigerung der Rüstungsausgaben um real 4,5 Prozent. Das würde rund 20 Milliarden Dollar ausmachen und ließe den Militärhaushalt für 1985 auf etwa 250 Milliarden ansteigen.

Mit der Umrüstung auf Jagdbomber vom Typ „Alpha Jet" wurde in der BRD-Luftwaffe begonnen. Sie werden die „Fiat" G-91 ablösen. Als erster Verband erhielt das Jagdbombergeschwader 49 in Fürstenfeldbruck die neue Maschine. Danach werden bis etwa 1982 die Jabo-Geschwader 43 in Oldenburg und 41 in Husum mit „Alpha Jet" ausgerüstet. Ab Mitte 1980 soll mit der Waffen- und Tiefflugausbildung der Piloten des neuen Jagdbombers auf dem Luftwaffenstützpunkt Beja in Portugal begonnen werden.

Kanada erwägt, seine in der BRD stationierten Streitkräfte um ein weiteres Infanteriebataillon zu verstärken. Wie der kanadische Streitkräfteminister McKinnon erklärte, könne diese Einheit von dort aus auch in den Nahen Osten entsandt werden. Voraussetzung sei, daß sie unter dem Befehl der NATO bleibe. Außerdem sei Kanada bereit, seine gegenwärtig 79000 Mann zählenden Streitkräfte um 16000 Mann zu verstärken.

Geeinigt haben sich die USA und die Türkei auf einen Fünfjahresvertrag über die Nutzung von 26 türkischen Militärstützpunkten durch die US-Streitkräfte. Bis zu seiner Ratifizierung wurde den USA die Weiternutzung von drei türkischen Basen zugesichert. „Nach dem Wegfall der Überwachungsstationen in Iran sind die Lauschposten auf türkischem Boden von größter Bedeutung", schrieb die „Frankfurter Rundschau"

Saudi-Arabien hat in den USA 6500 Bomben und Raketen für seine 114 Jagdbomber F-5 bestellt. Ferner sollen 660 Luft-Luft-Raketen „Sidewinder" und 916 Boden-Luft-Raketen „Maverick" geliefert werden. Diese Waffenkäufe sollen sich auf eine Höhe von 120 Millionen Dollar belaufen. Saudi-Arabien erhält außerdem 60 amerikanische Jagdflugzeuge F-15.

Nach Wilhelmshaven soll der bisher in Kiel stationierte Stab der Zerstörerflotille der BRD-Kriegsmarine verlegt werden. Hier liegen bereits die sechs „Köln"-Fregatten des Geleitgeschwaders sowie das 2. Zerstörergeschwader mit vier Einheiten der „Hamburg"-Klasse. Mit der Indienststellung der vorerst sechs neuen Fregatten F 122 wird das jetzt noch in Kiel stationierte 3. Zerstörergeschwader mit vier „Fletcher"-Einheiten aufgelöst und das neue Fregattengeschwader in Wilhelmshaven basiert. In Kiel verbleiben dann das 1. Zerstörergeschwader mit drei Einheiten der „Lütjens"-Klasse sowie U-Boote, Minensucher und Landungsboote.

Für den Fall „eines militärischen Vorgehens im Nahen Osten und im Bereich des Persischen Golfes" stehen den USA sämtliche ägyptischen Luftstützpunkte zur Verfügung, meldete die BRD-Zeitung „Frankfurter Allgemeine". Wie weiter berichtet wurde, fand ein erstes gemeinsames Manöver der Luftstreitkräfte der USA und Ägyptens statt. Dabei waren auch zwei Maschinen mit dem elektronischen Spionage- und Feuerleitsystem AWACS eingesetzt. Die Kriegsübung sei „zur vollen Zufriedenheit der beiden Generalstäbe verlaufen".

In Spanien sind gegenwärtig 10000 US-Soldaten stationiert. Hauptbasis ist Torrejon mit dem Stab der 16. US-Luftflotte, einer umfangreichen Fernmeldezentrale und dem 401. Taktischen Kampfgeschwader. Auf dem Luftstützpunkt Rota liegen elektronische Aufklärer und Transportmaschinen. Nach dem geltenden Stützpunktabkommen zahlt Washington dafür 450 Millionen Dollar als „Wirtschaftshilfe" und gewährt einen Kredit von 600 Millionen Dollar für die Beschaffung von 72 Kampfflugzeugen F-16 für die spanische Luftwaffe.

Seine Luftwaffe mit amerikanischen Flügelraketen auszurüsten, beabsichtigt Großbritannien. Der britischen Nachrichtenagentur PA zufolge ist unter anderem auch die Errichtung von 57 Abschußrampen für den Typ „Tomahawk" in Ostengland vorgesehen.

Frankreich baut auf der Staatswerft in Brest einen neuen 16500 ts großen Hubschrauberträger, der Atomantrieb erhält. Das Schiff soll 1984 in Dienst gestellt werden und später auch senkrecht startende Kampfflugzeuge aufnehmen.

Übergeben wurde von der Firma Thyssen Henschel, Kassel, an das Flugabwehrbataillon 610 der Bundeswehr der erste der neuen Transportpanzer (auf dem Foto ein Prototyp), von denen den BRD-Streitkräften insgesamt 996 für 700 Millionen DM zugeführt werden sollen. Es handelt sich dabei um ein Radfahrzeug, das für den Transport von Soldaten, als Führungsfahrzeug, als gepanzerter Geräteträger und als Aufklärungsfahrzeug eingesetzt werden soll. Der Panzer verfügt über Allrad-Antrieb, eine Sechs-Gang-Automatik, einen 320-PS-Dieselmotor und ist schwimmfähig.





In einem Satz

51 Prozent der USA-Bürger wünschen, wie BRD-Meldungen zufolge eine Umfrage ergab, „ein größeres Militärbudget", 31 Prozent halten das derzeitige für ausreichend und nur neun Prozent sind für eine Reduzierung der Militärausgaben.

Die Mannschaftsstärke der BRD-Streitkräfte zu erhöhen, hat der „Deutsche Bundeswehrverband" gefordert, da angesichts der Einführung neuer Waffensysteme 495000 Mann nicht mehr ausreichen würden.

In Madrid wurde ein Militärpakt zwischen Spanien und der BRD „als spanische Alternative zum NATO-Beitritt" angekündigt.

Gemeinsam mit Großbritannien und den Niederlanden haben die USA Anfang dieses Jahres im westlichen Atlantik unter der Bezeichnung „Readex 1/80" eines der größten Seekriegsmanöver der letzten Jahre durchgeführt.

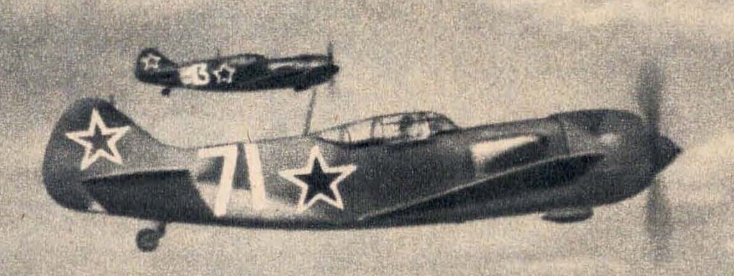
Taiwan wird nach Beendigung des Militärbündnisses nun doch wieder aus den USA Waffen erhalten, zunächst im Wert von 280 Millionen Dollar.

Die erste Rate einer langfristigen „Waffenhilfe" an Ägypten in Höhe von 350 Millionen Dollar hat USA-Präsident Carter gebilligt.

Die kleinste Armee der NATO ist die Luxemburgs – 39 Offiziere, 90 Unteroffiziere und 400 Soldaten.

Seit 1964 hat die BRD NATO-Partnern wie der Türkei, Griechenland und Portugal Militärhilfe in Höhe von 1,35 Milliarden DM gewährt.





Es waren ihrer 22000



Semjon Alexejewitsch Lawotschkin (1900–1960), Generalmajor des Technischen Dienstes, Chefkonstrukteur.

Am 30. April 1945 hißten Sowjetsoldaten das rote Banner auf dem Reichstag. Am gleichen Tage startete eine Gruppe Jagdflugzeuge des 1. Gardefliegerregiments der Roten Armee mit Kurs Berlin. Sie hatte einen ungewöhnlichen Auftrag zu erfüllen: Eine der La-5 trug ein großes rotes Tuch mit der Aufschrift „Sieg" an Bord. Über dem rauchenden Berlin warf sie es ab als Meldung für den endgültigen Sieg über die faschistische Luftwaffe. Am 9. Mai 1945 flog der dreifache Held der Sowjetunion, General Pokryschkin, mit Fliegern seiner Division über Prag. Eine Do-127, die zu den Amerikanern zu entkommen suchte, kreuzte ihren Flugweg. Sie wurde die letzte Beute der auf La-7 fliegenden Jäger. 35 Jahre sind seitdem vergangen. „La"-Jäger werden nicht mehr geflogen. Aber die Generation heutiger Frontjagdflugzeuge setzt nicht nur die Traditionen der „Alten" fort, sie birgt auch in sich die Erfahrungen und Arbeiten jener, die dem sowjetischen Flieger solche Kampfmaschinen gaben, wie es die von Lawotschkin waren.

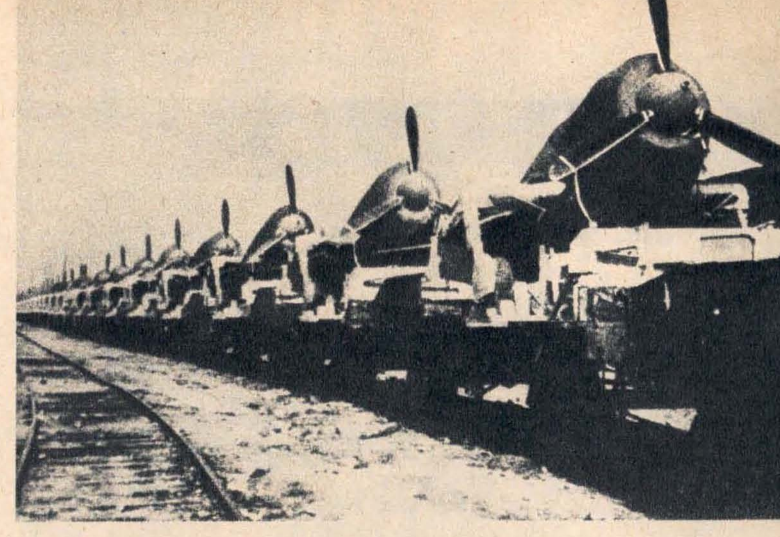
Die Jagdflugzeuge aus dem Konstruktionsbüro Lawotschkin gehörten während des Krieges zu den Haupttypen der Frontfliegerkräfte. Sie wurden in großen Serien produziert und bestimmten maßgeblich das Ringen um die Luftüberlegenheit und den Ausgang des Luftkrieges an der sowjetisch-deutschen Front mit. 22000 Maschinen der La-Reihe verließen in den Kriegsjahren die Werkhallen. Sie erwiesen sich in zahlreichen Luftkämpfen mit den Me-109 und FW-190 der Faschisten stark überlegen. Es ist nicht von ungefähr, daß die sowjetischen Jagdflieger-Asse Pokryschkin und Koshedub ihre Erfolge auf „Lawotschkins" erzielten. Jakowlew, einer der Großen unter den sowjetischen Flugzeugkonstrukteuren, äußerte sich in seinen Erinnerungen über die Jäger seines „Konkurrenten" so: „Die La-Jäger ließen sich leicht steuern und waren sehr manövrierfähig, ganz besonders in tiefen Kehrtkurven; ihren flugtechnischen Parametern nach waren sie den deutschen Jägern Focke-Wulf 190 und Messerschmitt 109 überlegen. Mit den Flugzeugen La-5 brauchten unsere Flieger keine Frontalangriffe zu fürchten. Der Motor schützte den Piloten zuverlässig vor dem gegnerischen MG-Feuer. (Wegen seiner Panzerung. – D. Red.) Das war insgesamt ein ausgezeichneter Jäger, an dessen

Entwicklung das Konstruktionsbüro Lawotschkins mit ebensolchem Fleiß und mit ebensolcher Energie gearbeitet hatte wie unser Konstruktionsbüro an der Entwicklung der Jak-3."

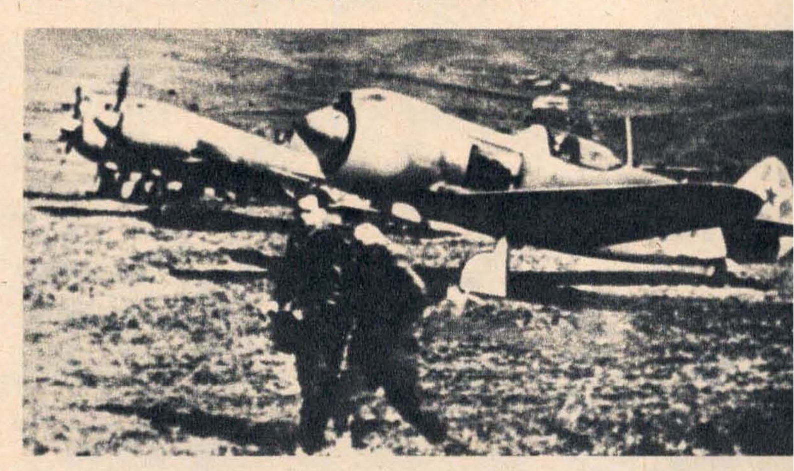
Wie verlief der Weg des Schöpfers dieser bewährten Kampfflugzeuge? Was hinterließ er seinen Nachfolgern?

Semjon Alexejewitsch Lawotschkin gehörte der Generation an, deren Leben vom Sieg der Sowjetmacht geprägt wurde. Geboren am 29. August 1900 in Smolensk, verlebte er seine Jugend in dieser Stadt. Er besuchte das dortige Gymnasium und verließ es als Siebzehnjähriger mit Auszeichnung. Wenig später trat er in die Reihen der Roten Garde ein. 1920 als Rotarmist demobilisiert, begann er an der Moskauer Technischen Hochschule mit dem Studium. Da er sich bald dem Kreis der Studenten anschloß, die sich als Enthusiasten der Luftfahrt um den Altmeister Shukowski sammelten, war klar, welche Richtung der zukünftige Diplom-Ingenieur wählen würde. Die Vorlesungen bei mit der Luftfahrt eng verbundenen Wissenschaftlern festigten die Vorstellungen des jungen Studenten, der dann auch folgerichtig sein Praktikum im Konstruktionsbüro von Tupolew aufnahm. Hier befand sich gerade das erste Bombenflugzeug in Eindeckerbauweise, die TB-1 (ANT-4), in dem Entwicklungsstadium der Überleitung zur Serienfertigung. So konnte Lawotschkin seine theoretischen Kenntnisse in hervorragender Weise mit praktischen Fertigkeiten ergänzen. Nach Abschluß der Hochschule trat er in das Konstruktionsbüro von P. E. Richard ein. Dieser französische Flugzeugfachmann war 1928 mit anderen Landsleuten in die Sowjetunion gekommen. Bei ihm arbeiteten damals die später sehr bekannten Ingenieure Kamow, Korolow, Gurewitsch, Berijew und Schawrow an der Entwicklung militärischen Seeflugzeuge.

1930 wechselte Lawotschkin zum

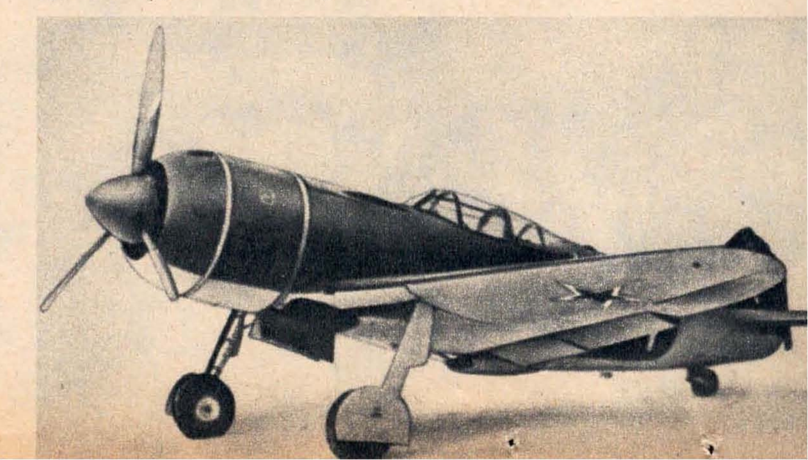


Die Front brauchte Flugzeuge! Täglich wurde die Produktion gesteigert und die „Lawotschkas" rollten oder flogen zu ihren Feldflugplätzen. Von der La-5 (Foto) insgesamt 10000 Stück.



La-5: Erstflug 1942, sofortige Serienproduktion und Einsatz bei Stalingrad. Versionen: La-5 UTI (Trainer); La-5F und La-5FN mit neuem Triebwerk, Metallholmen, Vorflügel. Einsatz in der Kursker Schlacht.

La-7, Weiterentwicklung der La-5. Im Gegensatz zu den Vorgängern bereits mehr in Metallbauweise gefertigt. 1944 Serienreife, stärkere Bewaffnung (drei 23-mm-Kanonen, 200 kg Bomben). Von diesem Typ wurden 5753 Exemplare gebaut.

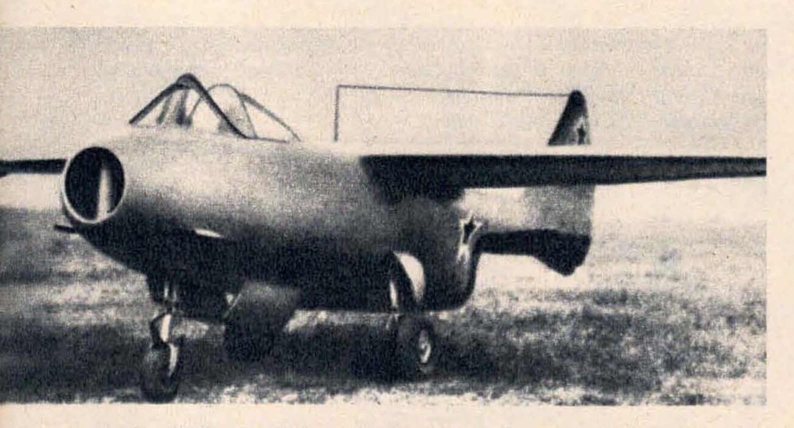




La-11, letztes Kolbenmotorflugzeug Lawotschkins. 1947 Serienbau von 1 500 Stück. Einsatz in Korea 1950/51.



La-15 (La-174), Strahljäger mit Pfeilflügeln in Schulterdeckerbauweise. Serienproduktion ab August 1948.



La-150M: Nachfolger des ersten Strahljägers La-150 aus dem Konstruktionsbüro Lawotschkins. Erstflug 1946.

Konstruktionsbüro Ljabil über, wo er die Gruppe leitete, die das zweisitzige Jagdflugzeug DI-4 konstruierte. Weitere Erfahrungen beim Bau unterschiedlicher Luftfahrzeuge konnte er als Mitarbeiter von Tschishewski (Höhenflugzeuge und Höhenballons) sowie von Grigorewitsch (Jagd- und Seeflugzeuge) erwerben.
1935 projektierte er zusammen mit Ljuschin den Jäger LL (Ljuschin-Lawotschkin). Eine Besonderheit dieses aerodynamisch hervorragend gestalteten Tiefdeckers waren die unter den Flügeln angebrachten rückstoßfreien Kanonen. Leider wurde der Bau nach Fertigstellung der Rumpfattrappe eingestellt. General Alksnis, der Befehlshaber der Luftstreitkräfte, beurteilte die Kabine als zu eng und die Sicht als nicht ausreichend. Der junge Konstrukteur hatte dabei aber viel für seine spätere Tätigkeit gelernt. Im gleichen Jahr noch erhielt er den Status eines Chefkonstrukteurs für Flugzeugbau.
Eine neue Etappe seiner Entwicklung begann 1938 mit dem Dienstantritt in der Hauptverwaltung der Luftfahrtindustrie. Hier erlebte er die Bemühungen von Partei- und Staatsführung um die Modernisierung der Luftstreitkräfte, damit der aufsteigenden Kriegsgefahr aus dem Osten durch Japan und aus dem Westen durch die Aufrüstung des faschistischen Deutschlands begegnet werden konnte. Außerhalb seiner Pflichten im Ministerium übernahm er deshalb in seiner Freizeit die Aufgabe, ein Jagdflugzeug zu projektieren, das im Prototyp die Kennzeichnung I-22 erhielt. Dazu schloß er sich mit den beiden Ingenieuren Gorbunow und Gudkow zusammen. Dieses Trio wurde bald als die „drei Musketiere" bezeichnet.
Das im Frühjahr 1940 eingeflogene neue Flugzeug wurde ebenso wie die neuen Konstruktionen von Jakowlew und Mikojan/Gurewitsch in den Serienbau übernommen. In dieser Phase verbesserten Lawotschkin und seine Kollegen bereits ihr in Holzbauweise geschaffenes Jagdflugzeug zum Typ I-301. Das erklärt, warum von der I-22 nur einhundert Stück, von der

I-301 aber 6528 Maschinen gebaut wurden und 1941/42 an die Front kamen. Rückwirkend erhielten diese Muster die Bezeichnungen LaGG-1 und LaGG-3. Auch Lawotschkins Konstruktionsbüro mußte 1941 nach dem Osten evakuiert werden. Schwierigkeiten galt es da in Hülle und Fülle zu meistern. Die Front brauchte dringend Flugzeuge, vor allem Jagdmaschinen. Alles was den Produktionsfluß stören konnte, mußte beseitigt, auf manches verzichtet werden. Dennoch entschloß sich der Konstrukteur, nach den ersten Truppenerfahrungen mit der LaGG-3 das Flugzeug zu verbessern. Zunächst versuchte er es mit einer leichteren Ausführung, scheiterte aber am Leistungsvermögen des Motors M-105. Mehr Erfolg versprach die Verwendung des Doppelsternmotors M-82 (später ASch-82), der versuchsweise in die LaGG-3 eingebaut wurde. Natürlich machte das umfangreiche Änderungen an der Zelle notwendig. Aber der Konstrukteur ging davon aus, daß vom neuen Triebwerk noch mehr zu erwarten war, denn es stand noch am Anfang seiner Entwicklung. Der Erfolg des neuen Jagdflugzeugs gab ihm recht. In seiner ersten Version hieß es LaG-5, denn Gudkow war im Sommer 1941 aus dem Kollektiv ausgeschieden. Da ab 1942 auch



La-160, Experimentalfugzeug mit Grenzschichtzäunen auf den Tragflügeln.



La-200, Überschallflugzeug für Versuchszwecke (Abfangjäger). Mit dieser Maschine wurden viele Erkenntnisse für die kommenden Generationen Überschalljäger gewonnen.

Fotos: Archiv Kopenhagen, Archiv MV, Kopenhagen, TASS



Die „Anakonda", wie die La-250 genannt wurde. 1955 fand ihr Erstflug statt. Die Maschine war als Überschall-Allwetterabfangjagdflugzeug ausgelegt.

Gorbunow andere Aufgaben übernahm, führten von nun an alle Lawotschkin-Flugzeuge die Kennzeichnung „La". Mit den zunehmenden Leistungen der ASch-82-Motoren erhöhten sich auch die Geschwindigkeiten, Dienstgipfelhöhen und Flugweiten der Jäger. Damit konnte auch Lawotschkin seine La-5 zur 5F und zur 5FN weiterentwickeln. Über 10000 Maschinen der La-5-Versionen konnten den Frontfliegerkräften zugeführt werden. Mit diesen Jägern kämpften nicht nur die sowjetischen Jagdflieger. Mit der La-5 war auch das in der UdSSR aufgestellte tschechoslowakische Jagdfliegergeschwader ausgerüstet, das im September 1944 am Slowakischen Nationalaufstand teilnahm. In seinen Erinnerungen („Als erste in der Heimat", Militärverlag der DDR, 1979) lobt der Kommandeur des Geschwaders, Stabskapitän Fajtl, die La-5FN als leistungsstarkes, zuverlässiges Jagdflugzeug, das sich auch sehr gut für Jagdbombereinsätze eignete. Nach dem Kriege wurde das Flugzeug weiter in den Luftstreitkräften der ČSR geflogen. Es hatte die Bezeichnung S-95.

Während die Jagdflieger der Frontfliegerkräfte tagtäglich mehr Abschüsse von Ju-87 und faschistischen Jagdflugzeugen erzielten, während die La-5 zum Schrecken der feindlichen Piloten wurden, arbeiteten Lawotschkin und seine Getreuen bereits an der La-7. Unter der Werksbezeichnung La-120 war seit Herbst 1943 an der Maschine gearbeitet worden. Grundlage war die La-5 FN. Ihre Aerodynamik wurde verfeinert, die Bewaffnung verstärkt, die Innenausstattung komfortabler und schließlich ihre Technologie für die Serienproduktion verbessert. Ohne Veränderungen am Triebwerk ergab sich daraus eine Steigerung der Geschwindigkeit um 30 km/h. 5753 Exemplare dieses Typs kamen an die Front und erlangten bei den Fliegern große Popularität.

Die LaGG- und La-Jäger hatten den Krieg siegreich beenden geholfen. Sie jagten die Bomberformationen der Faschisten auseinander, schickten unzählige davon zu Boden; sie hatten den feindlichen Jagdfliegern das Fürchten gelehrt, die eigenen Bodentruppen wirksam mit Feuer unterstützt – sie hatten im Verein mit ihren Kampfgenossen auf den MiGs und Jaks den Himmel über der Front rein gefegt.

Die Arbeit im Konstruktionsbüro aber ging weiter. Schon 1946 folgte der Front-La die neue La-9 (La-130). Nach ihr gelangte schließlich die letzte Kolbenmotor-La in die Truppe. Anfang 1947 kam der Prototyp der La-140 heraus. Kurz darauf begann die Serienfertigung der La-11, wie sie nun hieß. Doch zu dieser Zeit gehörte die Zukunft schon den Strahlflugzeugen. Auch das Lawotschkin-Kollektiv beschäftigte sich intensiv damit.

Lawotschkin hatte sich von Anfang an konsequent der Entwicklung der Jagdflugzeuge gewidmet. Dabei legte er stets großen Wert darauf, die Erfahrungen der kampferfahrenen Jagdflieger auszuwerten und ihre Forderungen nach schnelleren, steigfähigeren, stärker bewaffneten und weiter fliegenden Jägern zu realisieren. Ebenso engen Kontakt hielt er zu ZAGI und seinen Wissenschaftlern. Im Auftrag des Zentralen Aero- und Hydrodynamischen Instituts ließ er noch in den letzten Kriegsmonaten Versuche unternehmen, mit Hilfstriebwerken die Maximalgeschwindigkeit seiner Flugzeuge zu steigern. An eine La-7R wurde am Heck das Raketentriebwerk RD-1X3 angebracht. Auch an der La-120R wurde so experimentiert. Das verbesserte RD-1X3 erbrachte eine Steigerung von 85 km/h. Versuche mit Staustrahl- und Pulsoschubrohren brachten 100 bzw. 127 km/h Mehrleistung.

Weil Theoretiker und Praktiker überzeugt waren, daß eine wirkliche Perspektive für die Jagdflugzeuge der Zukunft nur durch den reinen Strahlantrieb real sind, arbeitete auch Lawotschkin seit 1946 parallel zu den o. g. Versuchen in dieser Richtung. La-150 hieß das erste Strahlflugzeug aus seinem „Stall", das im September 1946 seine Erstflüge unternahm. Es folgten die La-150M mit veränderten Tragflügeln, die La-152, 154 und 156. Alles Experimentalflugzeuge. Auch die nächsten Typen, die La-174 mit neuem Triebwerk, die La-160, das erste sowjetische Flugzeug mit Pfeilflügeln, sowie die La-168, ein Leichtjäger, waren für das Experiment gedacht und gingen nicht in Serie. Es ging Lawotschkin und den ZAGI-Experten darum, die gewonnenen theoretischen Erkenntnisse in die Praxis zu übertragen und für die kommenden Generationen strahlgetriebener Kampfflugzeuge gesicherte Unterlagen zu schaffen. Zeitgenossen Lawotschkins bescheinigten ihm, diese Aufgabe Schritt für Schritt, systematisch und mit großer Zielstrebigkeit gelöst zu haben. Seine Erkenntnisse flossen sofort in die Arbeit der anderen Konstruktionsbüros ein. So fanden die bei der La-160 erstmals angewendeten Grenzschichtzäune auf den Tragflügeln sowie der Pfeilflügel überhaupt bei der legendären MiG-15 praktische Nutzung. Auch die Erkenntnisse mit der La-176, die 1948 die Schallmauer durchbrach, oder die mit den Abfangjägern La-200A und 200B sowie mit dem Überschallflugzeug La-190 dienten der perspektivischen Aufgabe, den sowjetischen Luftstreitkräften die besten Flugzeuge zu geben. Von Lawotschkins Strahlflugzeugen gingen nur die La-15 und ihre Schulversion in Serie.

Eine der letzten Pionierleistungen des Konstrukteurs war das Überschall-Allwetter-Abfangjagdflugzeug La-250, das die Piloten „Anakonda" nannten. Es war mit ungewöhnlich viel Elektronik ausgestattet. Das Flugzeug ist wie alle anderen „La" auch Ausstellungsstück im Luftfahrtmuseum Monino bei Moskau.

Bis zu seinem Tode am 9. Juni 1960 arbeitete der Generalmajor des Technischen Dienstes an der Entwicklung unbemannter Flugkörper (siehe AR 11/79). Das unbemannte Zielflugzeug La-17 war seine letzte Arbeit.

Oberstleutnant W. Kopenhagen

Vom Freßlied zum „Kutte“

ANGELIKA MANN



„Seit acht Jahren bin ich mit der Type zusammen. Sie muß jetzt einfach hier sein. Komm her, Angelika Mann – zum Freßlied!“ – Reinhard Lakomy sprachs, wartete den Beifall ab und schlug auf die Tasten. Das bekannte „Mir doch egal“-Duett und hinterher gleich ihren „Kutte“. – So geschehen beim Rhythmus-'79-Konzert im Palast der Republik.
Nur zwei Lieder, doch für Angelika Mann haben sie Bedeutung. Spaßig, faxig das erste. Der Text, ehemals von Fred Gertz maßgeschneidert für sie, ist heute eigentlich nicht mehr passend, denn die Eß-Lust-Zeit ist vorbei. (Nur auf ausdrücklichen Wunsch von Veranstaltern singt sie den Titel noch.) Vorbei ist auch diese erste Musiketappe ihrer Laufbahn. Nicht daß sie sie missen möchte. Um, wie jetzt, eine eigene Band zu haben, sind die Erfahrungen jener Zeit unerläßlich. Und der berühmte Zufall natürlich, der ihr das Zuhören von Reinhard Lakomy sicherte, als sie als Pianistin verschiedener Bands und hin und wieder auch als deren Sängerin auftrat. Apothekenfacharbeiterin jedenfalls war Angelika Mann nur ihrem Mediziner-Vater zuliebe geworden. Ihre Medizin war inzwischen Jazzbetontes, Souliges, nicht Schlager, nicht Chansons, ein bißchen mehr, ein bißchen weniger.
Lacky engagierte sie als Backgroundsängerin für sein Ensemble. Das war 1972, ein Jahr später avancierte sie zur Solistin. „Sieben Zwerge“, Baby-Wunsch-Lied, „Mir doch egal“, „Champuslied“ – 1974 war Angelika Mann Sängerin und Pianistin der Sonderklasse geworden, mit Abschlußzeugnis der Musikschule Berlin-Friedrichshain, Spezialklasse für Tanzmusik.

Als Lacky nicht mehr singen, sondern nur noch komponieren wollte, hatte A. Mann inzwischen Reife genug, um Chefin einer eigenen Gruppe zu werden. Jetzt also begann der Ernst, die Faxen wurden seltener, so könnte man fast sagen. Lackys kompositorische und freundschaftliche Hilfe blieb. Und natürlich Fred Gertz, ihr Haustexter, im wahrsten Sinne. Sie nennt ihn Freund, man kennt sich lange und gut genug. Die Texte „passen" also. Aber Verantwortung für alles, was das Repertoire, Proben, Auftritte, neue Platten, Technik und vor allem das Verhältnis der Bandmitglieder untereinander betraf, hatte sie. Ihre Gutmütigkeit hält sich seitdem in Grenzen. Eine Zeit voller Erfahrungen und Erfolge. Letzteres besonders für die kraftvoll-energische Forderung „Komm, weil ich dich brauch", nämlich Gold beim Interpretenwettbewerb der Unterhaltungskunst 1978 in Karl-Marx-Stadt. „Wer so singt wie sie, mit dieser Spannung und Dynamik, mitdenkend, mitempfindend und schöpferisch gestaltend, während die Stimme wie mühelos mitmacht, der gehört in die erste Reihe unserer Interpreten", urteilte Gisela Steineckert daraufhin. Und wo bleibt die längst fällige Mann-LP in Konsequenz dieser Wahrheit? Ihre neueste Single zur Zeit unseres Gesprächs war ihr „Kutte", die Geschichte von einem Mann, „einem richtigen



**Autogrammanschrift:
Angelika Mann
1115 Berlin
Röbellweg 135**



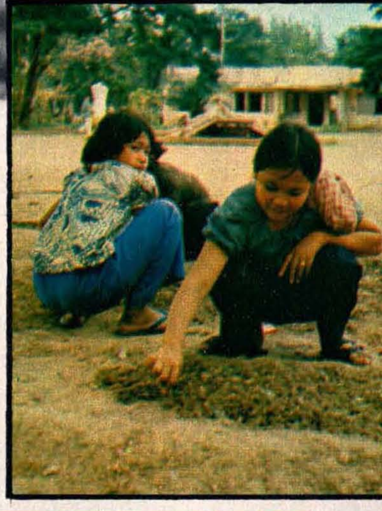
Mann", der zu saufen begann und nicht davon loskommt. „Die Liebe hat er kaputtgemacht, trotzdem isser mein Mann." Ein Lied, das ob der schonungslos dargebotenen Realität nicht jedermanns Sache ist.
Das Freßlied von einst und der „Kutte" von heute – die Lütte ist die Mann geworden. Der höhere Anspruch an sich selbst bedeutet nun aber für sie beileibe nicht, ihre Kunst müsse sich von nun ab in ausschließlicher Ernsthaftigkeit ihrem Publikum kundtun. Das jüngere zudem hatte z. B. Gelegenheit, sich über die Lütte als Gute-Nacht-Küßchen in „Lackys Zauberliedchen" zu amüsieren. Aufgeführt wurde dieses musikalische Märchen im TIP, dem Theater im Palast der Republik. Schauspielerische Fähigkeiten hatte ihr schon Regisseur Egon Günther zugetraut als Cousine im DEFA-Film „Die Leiden des jungen Werthers".
Zukunftspläne knüpft sie nicht an die Schauspielerei. Wohl aber viele an ihre neue Gruppe „Obelisk", mit der sie das erste Mal bereits bei der anfangs erwähnten Rhythmus-'79-Veranstaltung auftrat. Und an den erst 20jährigen, sehr fähigen Band-Leiter Andreas Bicking. Einen Namen hatte sich die Gruppe bereits in und um Leipzig erarbeitet.
Die besten Voraussetzungen hat sie. Man kann gespannt darauf sein, was sie aus ihnen macht.
Text: Regina Wehle
Fotos: Manfred Uhlenhut

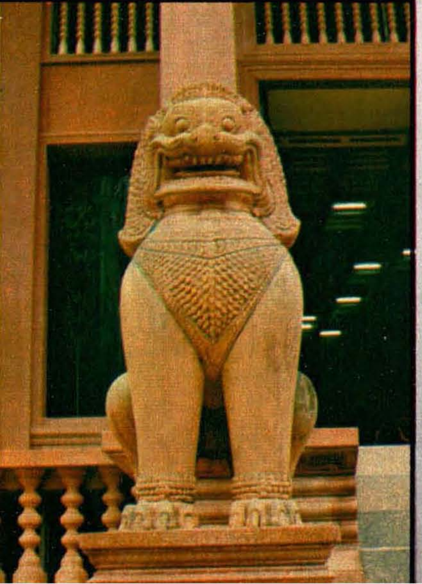

Der
Hölle

Kang Nem

entronnen...

Für Millionen Kampucheaner gab es unter dem fast vier Jahre währenden verbrecherischen Regime der Pol Pot/Ieng Sary-Clique nur eine Perspektive: den Tod. Zwei von denen, die diese Schreckensherrschaft überlebten, stellt unser Bericht vor. Menschen wie sie, ihr Optimismus, ihre Tatkraft finden im neuen, im freien Kampuchea bei der Normalisierung des Lebens ein reiches Betätigungsfeld.









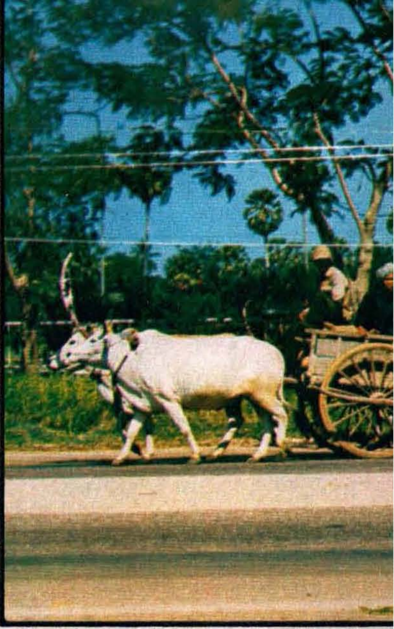


November 1979. Über die Nationalstraße 5 zieht von Nordwesten eine Kolonne in Richtung Phnom Penh. Hagere, abgehärmte Gestalten. – Hunderte Rückkehrer, von der Pol-Pot-Clique vor Jahren in Arbeitslager Vertriebene. Karg ist die Habe, die sie mit sich führen: ein paar Töpfe, Schüsseln. Die meisten gehen barfuß. Ein trauriges, ein trostloses Bild . . . Von weitem schon fällt mir ein etwa 30jähriger Mann mit einer dunklen Hornbrille auf. Er geht allein. Zur Gruppe vor ihm hat er anscheinend keinen Kontakt. Er mustert mich, mein FDJ-Hemd, lächelt, spricht mich schließlich auf französisch an: „Die Kommunisten sind da, dann ist auch die Zivilisation nicht mehr weit!"
Ich biete ihm eine Zigarette an. Er nickt dankbar, seine Augen leuchten. Hastig greift er zu und – beinahe wäre mir das Steichholz entfallen. Mir streckt sich eine verstümmelte Hand entgegen. Lediglich Daumen und Zeigefinger sind an beiden Händen noch erhalten, an Stelle der anderen Finger sehe ich nur Narben an den Knöcheln. Ich bin erschüttert.
Mein Gegenüber raucht gierig, in langen Zügen. Dann wird er ruhiger. „So etwas habe ich lange nicht mehr gehabt", meint er fast entschuldigend. In den folgenden Minuten erfahre ich sein Schicksal.
Sein Name ist Kang Nem. „In Frankreich habe ich studiert. Chemie. Als ich 1973 in meine Heimat zurückkehrte, konnte ich jedoch die erworbenen Kenntnisse – anorganische Düngemittel waren meine Spezialstrecke – nicht anwenden. An der Macht war damals die USA-hörige Regierung unter Lon Nol. Sie führte nur die Weisungen ihrer amerikanischen Berater aus. Damals wurde alles in die Städte getrieben. Die Landwirtschaft verödete. Für meine Düngemittelidee hatte demzufolge niemand ein Ohr. . ."
Schweigend gehen wir nebeneinander her. Je näher wir der Stadt kommen, desto nervöser wird mein Begleiter. Weiß er, wohin er will? Weiß er, was er nun tun wird? Nach einer Weile fährt Kang Nem fort. „Dann kam der 17. April 1975. Die Roten Khmer unter Pol Pot marschierten in Phnom Penh ein. Ehrlich gesagt, ich war darüber sogar froh. In Paris hatte ich schon viele Linke kennengelernt. Alles keine schlechten Kerle, fand ich. Und die neuen Machthaber gaben sich ja auch als Kommunisten aus. – Was jedoch nun in meiner Heimat geschah, das schockte mich. Das war nicht der Kommunismus von Marx und Lenin. Das war etwas völlig anderes. Wir mußten alle wieder aus den Städten 'raus, aufs Land, um, wie gesagt wurde, Reis anzubauen. Ich stellte mich dennoch bei den neuen Behörden als Experte vor, entwickelte meine Vorschläge, wie durch Düngung die Erträge gesteigert werden könnten. Noch heute sehe ich das glatte Gesicht des Pol-Pot-Offiziers, der mich verhörte, vor mir. Seine Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Grinsen. Zwei Sol-

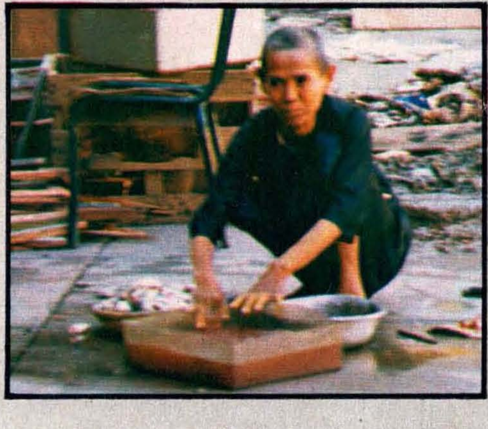
Fortsetzung auf Seite 62







Kampucheanische Patrioten, wie Thi Hai (2. Foto v. l.) und Angehörige der Vietnamesischen Volksarmee, vereint in der Nationalen Front für die Rettung Kampucheas, befreiten am 7. Januar 1979 Phnom Penh. Drei Tage später wurde die Republik ausgerufen. Unter dem Schutz der Armee begann sich in den folgenden Monaten ganz allmählich das Leben zu normalisieren: u. a. erhielten Fischer Boote und Netze, sie arbeiten heute in Genossenschaften; die erste Ernte wurde eingebracht; weit über 50 Betriebe produzieren bereits wieder; für 500000 Kinder begann der Unterricht . . .



BEWÄHRUNG IM SCHNEE

Der pausenlos heranjaulende Wind schnappt wie mit eisigen Zähnen nach dem Hinterkopf des Mannes. Läßt Schnee- und Eiskristalle an Mütze und Schal zu einem Panzer gefrieren. Doch Michael Kreiner schenkt dem kaum noch Aufmerksamkeit. Ein wenig Wärme nur – und alles würde vergessen sein.
Wärme! Der Mann schlägt die Hände, von dicken Fäustlingen umhüllt, gegeneinander. Stampft schwerfällig mit den Füßen auf den Boden: Links-rechts-links-rechts. Aber wärmer wird ihm davon auch nicht mehr. Zu tief steckt der Frost in den Knochen. Er läßt nur noch träge Bewegungen zu.
Kreiners Blick kriecht über den Gleiskörper. Soweit, bis er an die Mauer stößt, die die aufkommende Dunkelheit errichtet. Was er wahrnimmt, ist dies: Wie ein paar Bleistiftstriche auf weißem Papier gezogen – die Schienen. Dazwischen gelb-rote Tupfer über schwarzen Klecksen – Fakkeln, die die Weichen markieren. Weichen, die freigetaut werden, beinah ununterbrochen. Die Kleckse, das ist der Schotter, der unter schmelzendem Schnee hervorlugt. Vervollkommnet wird dieses Bild durch graue Gestalten in emsiger Betriebsamkeit. Soldaten.
Ein Bild, das Michael Kreiner gemalt hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, an diesem 1. Januar 1979.
Das ist eigentlich schon alles, was zu erkennen ist. von hier, wo der schwere LKW wartet, um Kreiner und seine Männer, die Eisenbahner, nach Hause zu bringen. Sie würden jetzt gleich losfahren. Die Jungs dahinten, diese grauen Gestalten, machen weiter. Ihre Ablösung wäre fällig gewesen, längst schon. Aber niemand war gekommen. Konnte nicht kommen, weil neue Gefahrenquellen gemeldet worden ware. Ein paar Kilometer weiter nördlich sollte sogar ein 60 Tonnen schwerer Schienenschneepflug entgleist sein. Kreiner hatte den Soldaten angeboten, fünfzehn von ihnen mit in die Stadt zu nehmen. Zum Essen und Schlafen. Ein paar Stunden wenigstens. Danach wären die anderen fünfzehn dran gewesen. Bei den ständigen Kontroll- und Versorgungsfahrten der Einsatzfahrzeuge wäre dies kein Problem gewesen.
Aber sie hatten nur den Kopf geschüttelt. „Laß man, entweder alle oder keiner. Und du weißt doch, mit fünfzehn Mann ist der Abschnitt kaum zu halten. Außerdem wird ja nun auch die Ablösung bald anrollen. Sorg du man dafür, daß genügend Tee oder Kaffee rauskommt und 'n paar schnelle Happen."
„Aber, wenn's geht, nur halbgefroren", hatte einer noch den Mut zum Scherzen gehabt.
So einfach war das! So einfach?
„Mensch, nun komm doch schon, Micha", drängeln die Männer auf dem LKW. „Willst wohl doch noch anfrieren, was?" und „Mach schon, mach schon, Muttern wartet!"
Michael Kreiner dreht sich um. Zieht sich auf den Wagen. Von oben packen Hände nach ihm. Befördern ihn über die Ladeklappe. Er tappt zu einem freien Platz, plumpst auf das harte Holz, das ächzend gegen sein Körpergewicht protestiert.
‚Scheißschnee', denkt der Mann und ‚gottverdammte Kälte... seit früh geschuftet...geschippt ...geschwitzt und gefroren... immer abwechselnd'.
Heute früh, als die Eisenbahner hier angekommen waren, verschlafen, knurrig, manche noch mit 'nem Dunkopp von der Feierei her, da waren die Grauen schon



beim Schaffen. Sie waren da. Schön, daß sie da waren. Wirklich ganz prima. So oder so ähnlich hatten die Eisenbahner gedacht oder auch gesagt. Aber groß Gedanken hatte sich wohl niemand weiter gemacht. Sie waren eben schon da.

So einfach war das! So einfach? Das letzte, was Michael Kreiner von der Außenwelt wahrnimmt, bevor die Plane heruntergeschlagen und festgezurrt wird, ist das Auflodern eines Feuers, da hinten am Gleiskörper. „Teufelskerle", knurrte er anerkennend. „Mit dem vereisten Holz vom nahen Waldrand ein Feuer anzubekommen..."

Ein grau-trüber Morgen ist angebrochen. Michael Kreiner und seine Kollegen sind wieder zur Stelle. Mühsam nur war der schwere LKW auf der Straße vorangekommen. Trotz Technik und Straßenräumdienst. Als die Männer die Straße in Richtung Bahnschienen verlassen, versinken sie bis zu den Oberschenkeln im Schnee. Keuchend arbeiten sie sich voran. Bemühen sich, möglichst genau die Richtung auf das glosende Feuer hin beizubehalten. Kreiner kneift die Augen zusammen, um durch den langsam, aber dicht fallenden Schnee auszumachen, wie es steht mit Schienen und Weichen und den Menschen vor allem.

Und dann, dann entdeckt er sie, endlich. „Gott sei Dank", stöhnt er, „die Ablösung ist doch noch gekommen..." Die grauen Gestalten verschwimmen vor seinen Augen. Verschmelzen fast völlig mit fallender und liegender Last. Dann sind die Eisenbahner heran. Am Feuer hocken vier, fünf Soldaten und halten die Hände darüber. Zitternd. Einer hat sich den Steifelabsatz angekohlt. Kreiner blickt in fahl-blasse, verfrorene, schmal gewordene Gesichter. Und dann brüllt er los: „Die Ablösung! Sind die denn wahnsinnig. Wo ist die gottverdammte Ablösung? Diese Himmelhunde..." Seine Stimme überschlägt sich. Die ihn da anblicken, scheinen nicht zu verstehen. Und das bringt ihn noch mehr in Rage. Er tobt und brüllt, daß selbst der letzte am Abschnitt Arbeitende da ganz weit hinten aufhorcht.

Kreiner greift nach einem der Hockenden. Reißt ihn hoch, schüttelt ihn: „Was zum Teufel, was macht ihr noch hier?" Dann bleibt ihm die Luft weg. Er sackt in den Schnee.

Als Kreiner wieder sprechen kann, haben sich die Jungs um ihn versammelt. Er weist durch den fallenden Schnee, hinüber zum LKW: „Dahin, dahin, weg mit euch. Haut ab! Haut ja endlich ab!" Einer von den Soldaten schüttelt abweisend den Kopf. Das heißt, er deutet es an, mehr wird's nicht. „Sieh mal", preßt er schließlich zwischen den Zähnen hervor, „sieh doch!"

Mühsam weist sein Arm die Richtung. „Die Ablösung..." Dann rattern sie heran. Halten knirschend. Graue Gestalten springen aus den Ketten-SPWs. Helfen ihren Genossen hinein. Keine Zeit für große Dankesworte. Schon laufen die Ketten wieder über die Rollen.

Kreiner steht und hat die Mütze vom Kopf gerissen – Abschiedswinken. Und während die Winkbewegungen immer langsamer werden, der Arm schließlich starr in der Luft hängen bleibt, murmelt der Mann vor sich hin: „So einfach ist das! So einfach?"

Unteroffizier d. R. Hans-Jörg Gluschke

Letzter Küstenurlaub auf P.

Barfuß durch den Strandgischt laufen
Die Eleganz des Möwenflugs finden
Den Fischer um ein paar Fische bitten
Aus Dünengras uns eine Decke knüpfen
Beim Sternschnuppenschein
Dem Leuchtturmmann lauschen
Die Lieder der fernen Matrosen singen
Notenblätter ins Armeegepäck legen.

Unteroffizier Andreas Schmidt

Die Erklärung

Mit einstündiger Verspätung trifft so gegen fünf Uhr morgens auch Unteroffizier Peters mit seinem W 50 von der nächtlichen Felddienstübung ein.

Hauptmann Sander, der schon unruhig an der Wache auf- und abgelaufen war, fragt erregt, aber auch erleichtert: „Hat es denn bei Ihnen irgendwelche besonderen Vorkommnisse gegeben?" „Nein, Genosse Hauptmann!" Unteroffizier Peters klopft seine schmutzverkrustete Uniform ab.

„Verdammt!" schüttelt Hauptmann Sander den Kopf, „und warum kommen Sie erst jetzt?"

„Naja", grinst Unteroffizier Peters, „wir rutschten bei der Rückfahrt aus dem Gelände in ein tiefes Schlammloch und saßen fest."

„Was?" Hauptmann Sander runzelt betroffen die Stirn. „Und da sagen Sie noch, es gab kein besonderes Vorkommnis?"

„Ein besonderes Vorkommnis wäre es gewesen, Genosse Hauptmann", erwiderte daraufhin Unteroffizier Sander seelenruhig, „wenn wir nicht mehr herausgekommen wären."

Werner Müller-Nauen

Zwischen Flaute



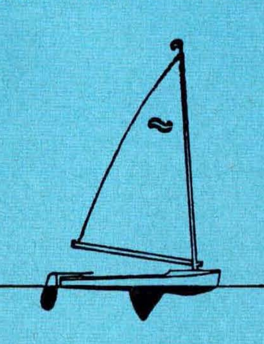


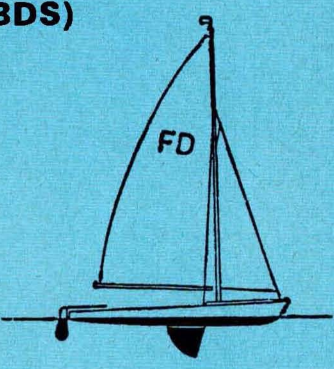
Als Antriebskraft für Segelschiffe und -boote wirkt der W. am stärksten, wenn er seitlich oder schräg von hinten kommt." Nachzulesen in „Meyers Kleines Lexikon" unter dem Stichwort „Wind". Und weiter heißt es dann: „Ein Fahrzeug segelt vor dem Wind, wenn er genau von hinten, raumschots, wenn er schräg von hinten, mit halbem Wind, wenn er dwars (seitlich), und am Wind, wenn er schräg von vorn weht."
Ja, der Wind, der Wind . . . Eine wichtige Rolle spielt er für Segler. Jeder, der sich einmal auf ein schnelles Segelboot wagt, sollte die Kräfte, die Wind und Wellen auf sein Schifflein ausüben, gut kennen. Und er sollte lernen, sie zu nutzen. Allzu leicht würde er sonst zum Spielball der Naturelemente werden. Doch wer da meint, ausreichend Wind und Kenntnis seiner Tücken genügten für eine gute Fahrt, der irrt. Segelsport ist vielseitig, Segelleistungssport gar vielseitige Schwerstarbeit. Athletisches Können, umfangreiches Wissen auf den Gebieten der Aero- und Hydrodynamik, der Meteorologie, der Taktik und der recht komplizierten Wettkampfregeln für das Regattasegeln, persönliche Einsatzbereitschaft und hohes Verantwortungsbewußtsein sind Grundvoraussetzungen, um im Wettkampf bestehen zu können. Davon überzeugten wir uns bei der Sportmannschaft Segeln des Armeesportklubs Vorwärts Rostock.

* * *

Yachthafen Rostock-Warnemünde. Es ist früher Morgen. Noch herrscht am Alten Strom verträumte Ruhe. Im Hafen tönt verhalten aus Kofferradios der Wetterbericht. Er verheißt Wind. Die Männer machen die Boote startklar. Jeder ihrer Handgriffe sitzt. Die großen Solings-Kielboote mit drei Mann Besatzung – werden vorsichtig zu Wasser gelassen. Eilig verwandeln sich schlanke Sportler in dick verpackte „Wassermänner": Über Rollkragenpulli und Trainingsanzug kommt wasserdichtes Ölzeug. Das

Die olympischen Bootsklassen des Bundes Deutscher Segler der DDR (BDS)



FINN-DINGHI-JOLLE
Einmannboot. Segelzeichen: zwei blaue Wellenlinien
Länge: 4,50 m, Breite: 1,51 m, Tiefgang mit Schwert: 0,85 m, Segelfläche: 10 m²

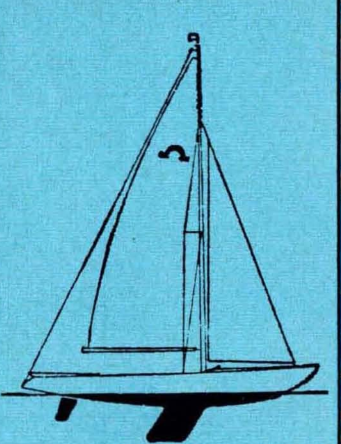
470ER JOLLE
Zweimannboot. Segelzeichen: schwarze Ziffern 470
Länge: 4,70 m, Breite: 1,68 m, Tiefgang: 1,05 m, Segelfläche: 12,70 m², Spinnaker erlaubt

FLYING-DUTCHMAN-JOLLE
Zweimannboot. Segelzeichen: schwarze Buchstaben FD
Länge: 6,05 m, Breite: 1,80 m, Tiefgang: 1,10 m, Segelfläche: 15 m², Spinnaker erlaubt

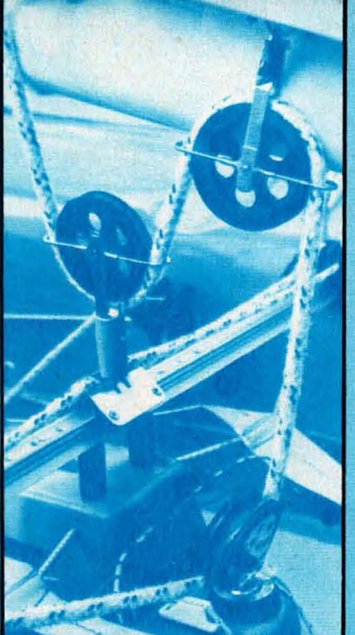
bietet ausreichend Schutz vor Kälte und salzigen Brechern.
Segelleistungssport ist beileibe nichts für Gentlemen in weißen Schlaghosen, mit keck aufgesetzter Schiffermütze, im Mundwinkel die unvermeidliche Shagpfeife. Doch romantisch ist er trotzdem. Es fasziniert, wenn die formschönen, schnittigen Boote nahezu lautlos über das Wasser schießen, die glitzernden Wellen ihr Spiel mit den Sonnenstrahlen treiben und der Wind die bunten Zusatzsegel aufbläht, die Spinnaker . . . Leuchtturm und Teepott am Warnemünder Strand werden zusehends kleiner. Das Duell Mensch – Natur auf dem offenen Meer beginnt. Ein Kampf, der den Athleten in ihren Booten alles abverlangt, was Körper und Geist an Kraft, Ausdauer und Aufmerksamkeit zu bieten vermögen. Ob leichtes oder schweres Wetter, Segler können es sich nicht aussuchen. Heute kommt eine leichte Brise auf . . .

* * *

Neun lange Jahre aktiv, dann Betreuer des Nachwuchses, seit 1976 Cheftrainer der ASK-Seglermannschaft: Das ist der heute siebenunddreißigjährige Oberleutnant Gunther Schulz. Ein wind- und wettergebräunter Offizier, freundlich, nachdenklich. Einer, der mit seinen Seeleuten über viele Gewässer gefahren ist, dabei mehr sportliche Flauten erlebt hat, als ihm und den anderen Verantwortlichen des Klubs lieb war. Woran mag es gelegen haben, daß seine Fahrensmänner bei nationalen und internationalen Vergleichen noch zu oft die Segel streichen mußten?
„Um ein guter Segler zu werden, braucht man Jahre", erklärt der Oberleutnant. „Und das Anfangsniveau einiger unserer jungen Senioren ist einfach noch zu gering, um zur Leistungsspitze vordringen zu können". Da klafft also eine Lücke zwischen gestern und heute. Hatten die Rostocker doch schon durchaus Beachtliches geleistet: 1968 bei den Olympischen Sommerspielen in Mexiko belegte Jürgen Mier Platz 13 im Finn-Dinghi, Hartmut Bogumil und Udo Springsklee kamen als die Vierzehnten der Star-Klasse ins Ziel. Bei Olympia 1972 segelte Christian Schröder seinen Finn-Dinghi auf Platz 7, die heutigen ASK-Trainer Herbert Hüttner und Dietmar Gedde wurden Dreizehnte auf ihrer Flying-Dutchman-Jolle. Ein Jahr darauf holte Schröder einen Europameistertitel nach Hause.
Dann beendeten viele der Erfahrensten ihre aktive Laufbahn. Aber Olympia '76 stand an und damit die Aufgabe, eine neue Mannschaft zu formieren. Doch Nachfolger waren rar, den jungen Kadern gelang nicht der Anschluß an die internationale Spitze. Und nur der bietet Medaillenchancen. 1976 nutzte sie bravourös Jochen Schümann, der talentierte Finn-Segler vom SC Berlin-Grünau. Er gab allen anderen Startbewerbern in seiner Bootsklasse das Nachsehen und errang olympisches Gold. Zudem war jene Zeit von einem enormen Leistungsanstieg auf internationaler Ebene begleitet, besonders in der Trainingsmethodik. Hatten die Matrosen schon das Schiff nach Montreal verpaßt, waren sie jetzt von der Spitze weiter denn je entfernt. Was meint der Cheftrainer dazu? „In den letzten Jahren begingen wir zu viele taktische Fehler, waren da zu labil. Schwierigen äußeren Bedingungen, bei Schwerwetter beispielsweise, zeigen sich unsere Männer technisch-taktisch zu häufig noch nicht gewachsen", urteilt er sachlich. „Da haben viele ihr Boot nicht im richtigen Griff, sind die Elemente noch stärker als das seglerische Können." Nicht nur die Elemente. Auch die Umstände, so die riesigen „Mammutfelder", haben es in sich:

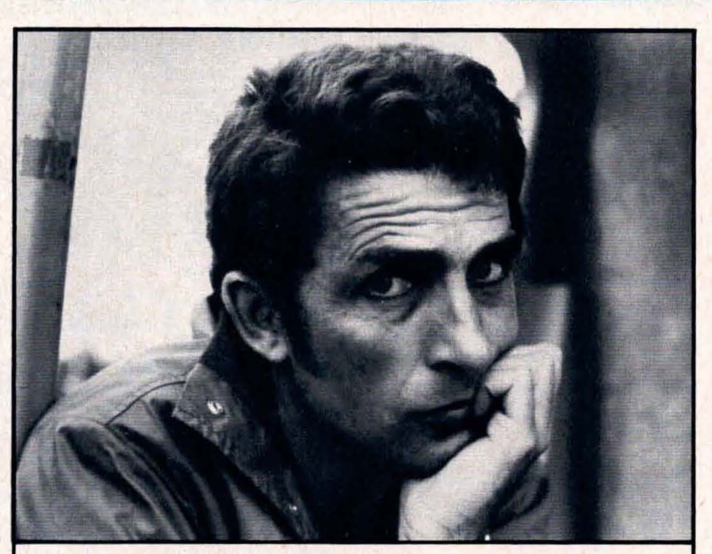


SOLING-KLASSE
Dreimannboot. Segelzeichen: schwarzer griechischer Buchstabe Omega, Länge: 8,15 m, Breite: 1,90 m, Tiefgang: 1,30 m, Segelfläche: 21,70 m², Spinnaker erlaubt



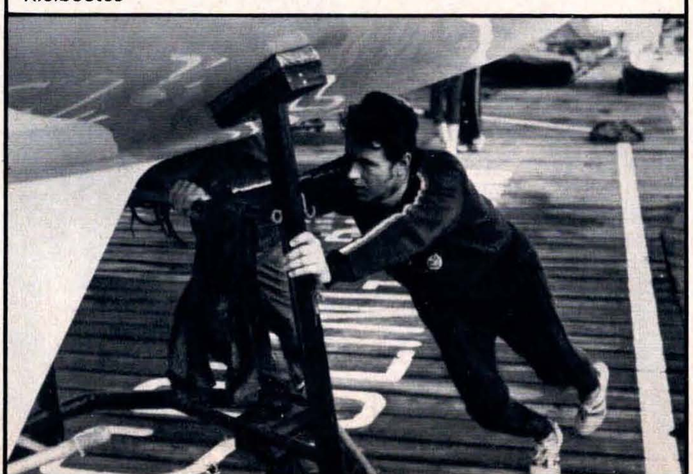
Segelsportliches

Flying Dutchman: „Fliegender Holländer"
Internationaler Seglerverband IYRU (International Yacht Racing Union): Der Bund Deutscher Segler der DDR gehört ihm seit 1955 an.
Jolle: Ein offenes Schwertboot ohne Kajüte
Regattakurs: Der olympische Kurs besteht aus einem Kreis. Acht auf dem Kreisbogen in gleichem Abstand liegender Bojen dienen als Bahnmarken. Der Durchmesser des Kreises beträgt, je nach Größe des Reviers und der Boote, 1 bis 2 Seemeilen (1 sm = 1852 m).



Oberleutnant Gunther Schulz, der Cheftrainer

Kapitänleutnant Herbert Hüttner, 1973 Flying-Dutchman-Europameister, heute Assistenztrainer, beim Flottmachen eines Kielbootes



Bei internationalen Meisterschaften starten in der Regel 60 bis 100 Crews, bei nationalen Wettbewerben hingegen selten mehr als 20. Ist es hier verhältnismäßig leicht, den notwendigen Überblick zu gewinnen, brauchen die Segler dort weitaus mehr Erfahrung und Durchsetzungsvermögen, um sich schnell zurechtzufinden, weit vorn zu kreuzen und schließlich als Erstplazierte die Ziellinie passieren zu können.
Heute gelten die DDR-Segler, darunter die Besten vom ASK Rostock, als geachtete Gegner bei internationalen Regatten. Bei Zielankünften sind sie immer im Vorfeld zu finden. Aber es geht letztlich um den Sieg! Was Mannschaftsleitung und Trainerkollektiv veranlaßt hat, die Leinen zu straffen, für frischen Wind am Alten Strom zu sorgen. Aus welcher Richtung soll er wehen?
Dazu Gunther Schulz: „Schon unsere Jüngsten müssen frühzeitig mit Theorie, Boot und Material vertraut werden. Das athletische Training aller wird intensiver und das wettkampfnahe zur Regel werden." Kein leichtes Programm für die Segler im Nachwuchs- wie im Seniorenbereich. Doch wir erfuhren: Sie ziehen fleißig mit, haben

ihr Leben darauf eingerichtet. Auch ihre Familien. Oft gibt es für die Mannschaft auch am Wochenende „Wasserarbeit". Wenn es das Wetter erlaubt, ziehen dann Freundinnen, Ehefrauen und Kinder mit hinaus nach Warnemünde. Häufig hängen die Aktiven noch viele Abendstunden an den Trainingstag. Wenn sie ihre Boote überholen, lackieren, trimmen. Wenn sie in der Gehlsdorfer Werkstatt an Bootsbeschlägen und am sogenannten laufenden Gut basteln . . . Kein Geringerer als der Verdiente Meister des Sports Oberstleutnant Gerhard Grimmer soll einmal gesagt haben: „Training beginnt dann, wenn's weh tut." Die Segler können es nachempfinden, ihr täglich hartes Training sorgt dafür: Ausdauerläufe im Gelände, Kraftübungen. Dann theoretische Ausbildung in den internationalen Wettkampfbestimmungen, in Manövertaktik, Meteorologie, Strom- und Kompaßkunde. Oder sich wiederholende, mehrstündige Trainingseinheiten auf dem Wasser mit einleitenden Erwärmungsübungen, Auftakeln der Boote an Land, Training im Revier, Rückfahrt, Abtakeln . . . Und wettkampfnah, so gut das geht: alle Besatzungen gemeinsam im großen Feld, mit Strecken- oder Zeitvorgaben für die langsameren Bootsklassen. Sie wissen sich zu helfen, die Rostocker Matrosen.

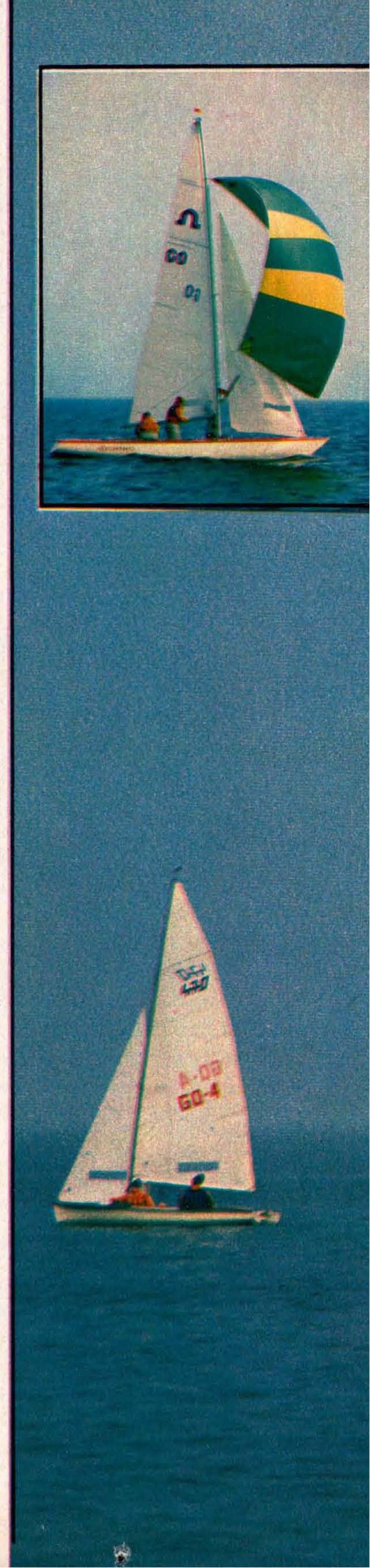
Erlaubt es der Plan, besuchen die Segelsportler ihre Genossen der Volksmarine. Mit ihnen halten sie enge Freundschaft. Interessieren sich hier vor allem die jüngeren Athleten für die Dienst- und Lebensbedingungen an Bord der Kampfschiffe, möchten deren Mannschaften genaueres über den Kurs der ASK-Jollen erfahren.

Wohin wird gesegelt?

Jede Bootsbesatzung hat sich selbst ihren Trainingsplan erarbeitet und mit dem Trainer abgestimmt. Eigene Vorgabe mit dem Ziel, in den Kreis der Nationalkader zu gelangen oder sich darin zu behaupten, dort die anerzogenen Fähigkeiten zu prüfen. An ihrer Seite steht ein Kollektiv Altbewährter – die Trainer. Unter ihnen ein inoffizieller Weltmeister (Korvettenkapitän Jürgen Mier) und ein Europameister (Kapitänleutnant Herbert Hüttner). Sie erwarben sich Achtung und Vertrauen ihrer Schützlinge mit sportlicher Leistung und sportsmännischer Haltung, mit geduldigem Verständnis für die Probleme der Aktiven. Sportbesessen, möchten sie „. . . noch mehr tun, um selbst höchsten Leistungsansprüchen gerecht zu werden", unterstreicht Oberleutnant Schulz. Der Kurs liegt an: Für die Olympische Regatta 1984 will der ASK leistungsstarke Kämpfer heranbilden. Schon heute bietet ein gutes halbes Dutzend talentierter Athleten Hoffnung auf ein schnelles „Segeln vor dem Wind". Und keine Aussicht für ein ASK-Boot in einem Vierteljahr vor Tallinn? Maat Jörg Vetter, der zweiundzwanzigjährige Vorwärts-Segler, hätte da wohl noch die beste. 1979 war sein großes Jahr: Im Mai 3. Platz bei der internationalen Regatta in Marstrand hinter dem Schweden Karlson und dem Berliner Jochen Schümann,
5. Platz bei der weltoffenen Finn-Dinghi-Europameisterschaft auf dem Gardasee (Italien) und
2. Platz hinter dem Welt- und Europameister John Bertrand (USA) bei der internationalen Ostsee-Regatta. Doch Olympiasieger Schümann ist Jörgs härtester Qualifikationskonkurrent! Auch sollte bei allem Optimismus dies nicht vergessen sein: Wenn seit einigen Jahren wieder ASK-Boote bei Europa- und Weltmeisterschaften starten durften, dann dank ihres neuen Könnens, aber auch dank des Reglements für solche Wettkämpfe. Es besagt, daß dort je Bootsklasse zwei bis drei Besatzungen einer Nation teilnehmen können. In Tallinn gilt das Reglement der Olympischen Spiele: Ein Boot je Klasse und Nation! Aber wie gesagt, Wind ist aufgekommen am Alten Strom, raumschots . . .

Michael Jahn

Fotos: Manfred Uhlenhut





FD
G04
470
GO-20
GO-20
GO-2
GO-2

Die CIA auf dem fünften Kontinent

Seit vielen Jahren gehören auch auf dem fünften Kontinent Arbeitslosigkeit und ständig steigende Lebenshaltungskosten zum Alltag der Bevölkerung. Nicht wenige Australier schlagen deshalb am Morgen zuerst die Zeitung auf, um nach freien Arbeitsplätzen Ausschau zu halten. Obwohl allerhand gewöhnt, staunten sie nicht schlecht über eine Anzeige, die im Herbst 1977 in mehreren lokalen Zeitungen erschien. Danach wurden offiziell Spione gesucht, die – wie es hieß – nach Möglichkeit über ein Universitätsdiplom verfügen und in den Geisteswissenschaften bewandert sein sollten. „Von den Mitarbeitern kann erwartet werden, daß sie Pflichten in direkter Verbindung mit den gesetzlichen Aufgaben der ASIO hinsichtlich Spionage, Sabotage und Subversion, einschließlich Terrorismus, übernehmen" und „in sich gefestigt, reif, diskret und unvoreingenommen" sind, konnte man dort lesen. Im September des vergangenen Jahres suchte die Regierung gar in ihrem „Staatsanzeiger" einen Chef für einen ihrer Geheimdienste, der über „hervorragende Verwaltungsqualitäten" und „Erfahrungen in der Analyse internationaler Fragen" verfügen müsse.

Einige Jahre früher war die australische Öffentlichkeit erstmals über Art und Umfang der Zusammenarbeit der Geheimdienste des Landes mit ausländischen Staaten, vor allem mit der CIA, informiert worden. Nach 23 Jahren Opposition gegen die rechtsstehende Koalition von Liberal Party und Country Party hatte im November 1972 die Laborparty die Regierungsverantwortung übernommen. Sie versuchte gegenüber den USA einen weniger abhängigen Kurs als ihre Vorgänger einzuschlagen und wollte insbesondere die bisher überaus intensive militärische und geheimdienstliche Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern einschränken. Die Regierung setzte u. a. eine Kommission ein, die die Struktur der australischen Geheimdienste und das Ausmaß des Zusammenwirkens mit der CIA zu untersuchen hatte. Das Ergebnis war erschreckend. So fand die Kommission heraus, daß Angehörige der „Australian Secred Intelligence Service" (ASIS) zum „Auge und Ohr" für die CIA während der Allende-Regierung in Chile geworden war. Die CIA sei in jener Zeit in Chile so diskreditiert gewesen, daß ein anderer Geheimdienst „Freundschaftsdienste" leisten mußte. Die australische Zeitung „Sydney Morning Herald" schlußfolgerte daraus, daß „australische Spione der CIA beim Sturz von Allende geholfen haben."

Aber auch in Kambodscha hat ASIS der CIA wertvolle Schützenhilfe geleistet. Australien hatte 1965 für die USA offiziell die Interessenvertretung in Kambodscha übernommen, und entsprechend erhielt die ASIS ihre Aufgaben von der CIA. „Kambodscha ist nur ein Beispiel für die Tätigkeit des australischen Geheimdienstes als Instrument amerikanischer Politik, aber nach gut unterrichteten Quellen in Canberra bei weitem nicht das einzige", schätzt die australische Zeitung „National Times" ein. Bis zum Wahlsieg der Laborparty 1972 „wurden die australischen Organisationen regelmäßig in dritten Ländern eingesetzt, in denen die amerikanische Präsenz suspekt" (verdächtig, d. A.) geworden war, meinte die gleiche Zeitung.

Eine enge Zusammenarbeit gab es ferner zwischen der „Australian Security Intelligence Organization" (ASIO), der „Joint Intelligence Organization" (JLO) und der CIA. Während die ASIO für die Überwachung sogenannter radikaler Gruppen zuständig ist, koordiniert die JLO die verschiedenen Geheimdienstgruppen und hält die Verbindung zum Verteidigungs- und Außenministerium sowie zu den drei Waffengattungen der Streitkräfte. An den Arbeitsberatungen dieser Geheimdienste nahmen regelmäßig CIA-Mitarbeiter teil.

Im November 1975 wurde die Laborregierung auf „verfassungsmäßige" Art und Weise gestürzt. Als sie nämlich ihren Budgetentwurf im Parlament nicht durchbringen konnte, entließ Generalgouverneur

Kerr die Regierung und ernannte als neuen Regierungschef den bisherigen Oppositionsführer Fraser. Dem war aber vorausgegangen, daß der Leiter der ASIO von seinem Vertreter in Washington ein Telegramm erhalten hatte, in dem es hieß: „Die CIA befürchtet, fortgesetzte Erwähnung der CIA in Australien könne das Geheimnis der Stützpunkte, besonders desjenigen bei Alice Springs, lüften". Von diesen Befürchtungen wurde auch Generalgouverneur Kerr in Kenntnis gesetzt, der nach Meinung der französischen Zeitschrift „Le Monde diplomatique" enge Verbindungen zu jenen Körperschaften pflegte, bei denen die Laborregierung über die USA-Stützpunkte eine australische Kontrolle durchsetzen oder gar die Abkommen kündigen wollte. Die Vermutung, daß die CIA im Hintergrund die Ablösung der Laborregierung beeinflußt hat, liegt demnach nahe.

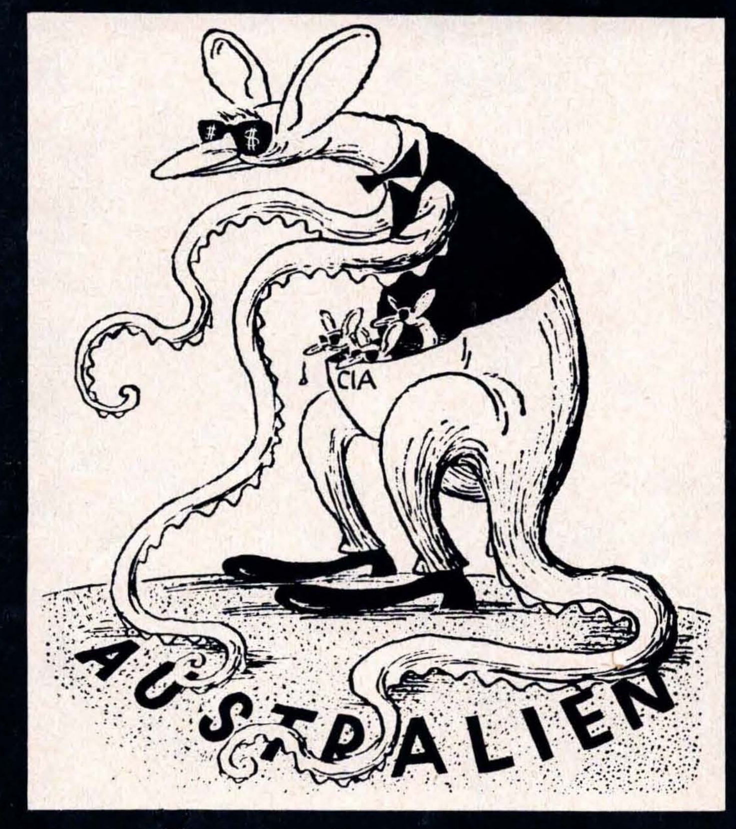
Seitdem die Koalition von Liberal Party und Country Party wieder an der Macht ist, hat die Zusammenarbeit zwischen den Geheimdiensten beider Länder das frühere Ausmaß angenommen. Über die genaue Anzahl der CIA-Agenten schweigt man sich aus. Viele von ihnen kommen nach Einschätzung der australischen Zeitung „Sun" über Guam aus den USA und brauchen in Australien keine Paß-, Zoll- oder medizinische Kontrolle zu durchlaufen. Sie werden sofort zu ihrem Einsatzort befördert.

Besonders wichtig ist für die CIA die Zusammenarbeit mit der australischen „Defence Signals Division" (DSD), die auf der Grundlage eines Vertrages aus dem Jahre 1952 für die USA den diplomatischen, militärischen und wirtschaftlichen Nachrichtenverkehr im Indischen Ozean, im Südpazifik und in Südostasien abhört. Die abgehörten Gespräche werden über amerikanische Satelliten von „Pine Gap" in der Nähe von Alice Springs in Zentralaustralien direkt ins CIA-Hauptquartier weitergeleitet. Offiziell wird „Pine Gap" allerdings harmlos als „gemeinsame Raumforschungszentrale" bezeichnet.

Das Zusammenwirken der Geheimdienste hat in der australischen Öffentlichkeit erneut Beunruhigung ausgelöst. Selbst Mitglieder der jetzigen rechtskonservativen Regierung mußten eingestehen, daß sich die CIA in innere australische Angelegenheiten eingemischt habe. Die Regierung zog daraus allerdings einen merkwürdigen Schluß. Ministerpräsident Fraser teilte mit, man werde einen neuen, zusätzlichen Geheimdienst aufbauen, der vor allem die „wirtschaftlichen und strategischen Entwicklungen im Ausland" beobachten soll. Politische Beobachter werten das als einen Versuch, eine „gewisse Selbstversorgung" mit Geheimdienstinformationen zu erreichen und die öffentlich verrufene Abhängigkeit vom amerikanischen Geheimdienst CIA etwas abzubauen. Doch der schlechte Ruf, den die australischen Geheimdienste im Lande genießen, kann damit sicherlich auch nicht aufgebessert werden.

Axel Degen

Amerikanische Abart des Känguruhs



Karikatur von M. Abramowa, entnommen aus der „Prawda"



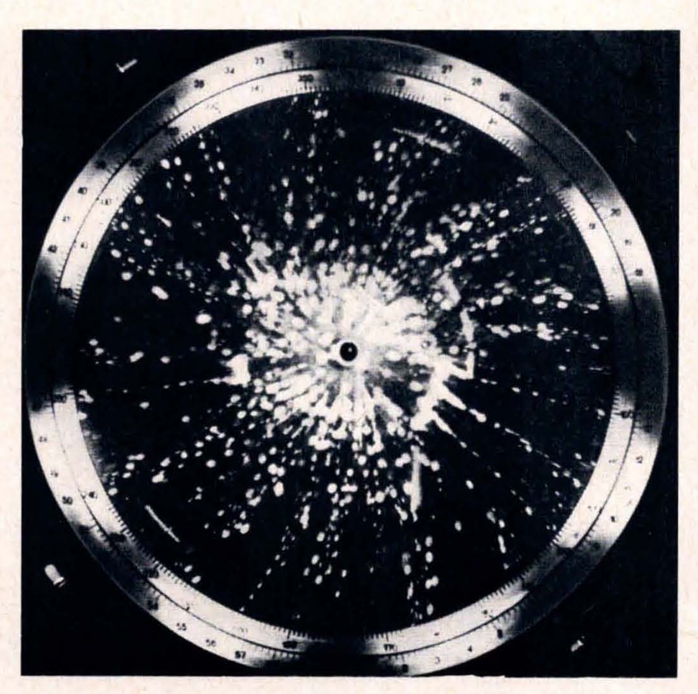
Als käme es auf ihn alleine an

Eine Funkmeßstation unserer Luftverteidigung. Die Blicke des Funkorters haften auf dem Bildschirm des Sichtgerätes, wo ein heller Auslenkstrahl unaufhörlich um seine Achse kreist und Zielzeichen aufleuchten läßt, mitunter klein wie Stecknadelköpfe. Vom Elektronenstrahl im ständigen Lauf getroffen, glimmen sie kurz auf und verblassen wieder. Dutzende der Zeichen liegen im Gitternetz des Schirms verstreut. Einige bleiben an ihrem Ort, das sind die Festziele. Die meisten jedoch gleiten im Schneckentempo darüber. Es sind Luftziele – Tausende Meter hoch, fast tausend Kilometer in der Stunde schnell oder schneller.

Über dem Bildschirm befindet sich eine Kleinbildkamera, mit der die Luftlage fotografiert wird. Da sich die Darstellung auf dem Bildschirm nach jeder Antennenumdrehung ändert, werden auf dem Film die Zielwege der Flugkörper aufgezeichnet. Mit dieser objektiven Kontrolle halten die Genossen des Gefechtsstandes die verschiedenen Luftlagesituationen fest, können sie den Sachverhalt jederzeit analysieren.

Ununterbrochen spricht der Funkorter Zahlen in das Mikrophon an seinem Kopfhörer. Er meldet die Koordinaten der Zielzeichen aus dem Sektor, den er zu überwachen hat. Seine Informationen enden im Gefechtsstand. Auswerter stellen hier auf einem übermannshohen Planschett – einer großen Nachbildung des Bildschirms – den Weg der Flugkörper dar. So entsteht ein Bild über die Luftlage im befohlenen Auffassungsbereich – Grundlage für die Entscheidungen der Kommandeure und Diensthabenden der Gefechtsstände.

Stundenlang arbeitet so ein Funkorter an seinem Arbeitsplatz. Abgeschlossen, ohne akustische und visuelle Verbindung zur Außenwelt, zum Gefechtsfeld. Des Funkorters Waffe ist das elektronische Gerät. Er hat nur dazusitzen und aufzupassen.



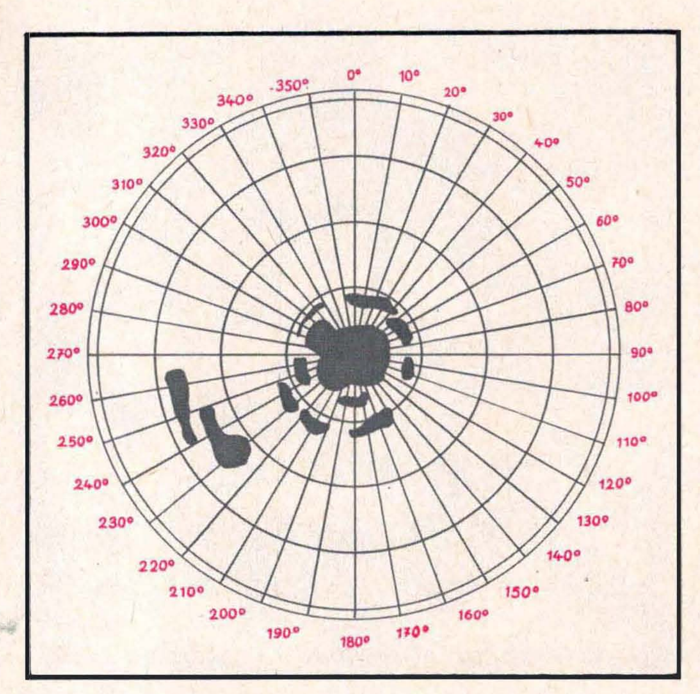
Asynchrone Impulsstörungen auf einem Bildschirm infolge aktiver Funkmeßstörungen. Die Zielzeichen sind verzerrt.

Nur?

Das Auge der Luftverteidigung werden die Funktechnischen Truppen genannt. Einem Funkorter ist es möglich, über Hunderte von Kilometern den Luftraum zu beobachten und aufzuklären. Weit reichen seine Blicke über die Grenzen des Heimatlandes hinweg, vermerkt er Anflüge, die eine Luftbedrohung bedeuten könnten. Er steht auf Vorposten. Hinter sich weiß er die Kampfgefährten in den anderen Waffengattungen, die sich auf seine wachen Sinne verlassen, weiß er die Menschen in den Dörfern und Städten, die seinem Schutz vertrauen. Aber es sind nicht allein die mot. Schützen und Matrosen, die Flugzeugführer und Panzersoldaten aus den eigenen Reihen. Und es sind auch nicht allein die Rostocker oder Erfurter Bürger. Die Heimat im weitesten Sinne, die sozialistische Heimat, welche der Funkorter bewacht, sie macht nicht an der Oder und auf dem Erzgebirge halt. Sie umfaßt auch Prag, Warschau, Moskau, die Staaten des Warschauer Vertrages. Unsere Verbündeten. Funkorter sitzen an einem entscheidenden Abschnitt koordinierter sozialistischer Verteidigungsanstrengungen, sind sie doch die ersten, die den Luftgegner erkennen. Auf diesem Vorposten trägt jeder Verantwortung dafür, daß der Schutzschild des Luftraumes unserer Staaten dauerhaft, lückenlos und abwehraktiv entfaltet bleibt. Damit keine Bombe oder Rakete auf unser Territorium falle. Damit unser Himmel sauber bleibe. Verantwortung für Millionen!

Dazu bedarf es klassenbewußter Soldaten. Funkorter, die begreifen, daß sie sich hier in der vordersten Linie keine Nachlässigkeiten erlauben dürfen. Nicht eine Sekunde lang. Dieser Auftrag erfordert schon den ganzen Mann. Als käme es auf ihn alleine an...

Reicht jedoch die politische Verantwortung aus? Muß sich dazu nicht auch hervorragendes fachliches Können gesellen? Ein Funkorter hat sich in die Luft-



Schema einer örtlichen Rose



Störungssuche

lage hineinzudenken, in die Absicht des Gegners einzudringen, seine Handlungen zu erkennen. Das vielfältige Auf und Ab der fluoreszierenden Zeichen auf seinem Bildschirm – er muß sie eindeutig bestimmen. Der Schlüssel dazu: Sein Wissen über den Gegner. Welche Flugplätze von ihm befinden sich in meiner unmittelbaren Nähe? Welche Flugzeugtypen sind dort stationiert? Wie stellen sich taktische Formationen auf dem Sichtgerät dar? Wie zeigt sich eine Zielvereinigung, wie eine Zielteilung? Sein Gedächtnis darf ihn bei der sich schnell verändernden Gefechtslage nicht im Stich lassen.

Rechtzeitiges Orten der Flugkörper, ihr Melden, ihr klares Charakterisieren, ihr ständiges Begleiten – das sind entscheidende Merkmale seiner Tätigkeit. Erfaßt er beispielsweise einen Jagdbomber „Phantom" 20 Sekunden zu spät, so kann sich dieser bei einer Fluggeschwindigkeit von 1 600 km/h über acht Kilometer unerkannt unserer Staatsgrenze nähern.

Charakterisieren heißt, aus der Größe, Bewegung und Leuchtkraft der Pünktchen auf dem Bildschirm die Flugobjekte zu bestimmen. Sind es Flugzeuge, Raketen? Welche Arten? Auch hier ein Beispiel: Der Gegner setzt Anti-Funkmeßraketen ein. Auf dem Schirm erscheinen sie wesentlich kleiner, schimmern nicht so hell. Wenn das der Funkorter nicht sogleich erkennt und damit Maßnahmen zur Verteidigung auslöst, wird seine eigene Station bald zerstört sein. Zum genauen Charakterisieren gehört aber auch, die Anzahl der Flugzeuge zu bestimmen. Wird sie falsch berechnet, folgen unzweckmäßige Entschlüsse. Meldet ein Funkorter zu viele Ziele, startet ein Mehr an eigenen Flugzeugen. Dadurch entsteht zwar ein Kräfteübergewicht, aber diese Maschinen fehlen an anderen Orten, an denen sie vielleicht dringender gebraucht werden. Meldet der Genosse dagegen zu wenig Ziele, werden ihnen eine geringe Anzahl von Jägern entgegengeschickt, die eigene Unterlegenheit ist offenkundig, eine wirksame Abwehr kann nicht erfolgen. Kettenreaktionen – ausgelöst durch Unaufmerksamkeit und ungenügende Kenntnisse eines einzelnen!

Ständiges Begleiten der Flugkörper: Hat der Funkorter das Objekt erst einmal aufgefaßt, darf es ihm nicht entweichen, durch Flugmanöver täuschen. Da fliegt in der Stratosphäre ein strategischer Aufklärer mit 2400 km/h. Ihn für eine halbe Minute aus den Augen zu verlieren, bedeutet, eine Strecke von zwanzig Kilometern unkontrolliert zu lassen, eventuell ein anderes Manöver gar nicht zu erkennen.

Ist da Konzentration für den Genossen vor dem Sichtgerät nicht unerläßlich? Manchmal schei-



Auswerter stellen den Weg der Luftziele dar

nen die vielen leuchtenden Zeichen verwirrend zu sein. Im Zentrum des Bildschirms, also dort, wo draußen die Antenne steht, sieht er die örtliche Rose. So nennt man sichtbare Echos von Festzielen, herausragende Punkte der näheren Umgebung sowie das Geländerelief um seine Station. Über den Bildschirm verteilt andere Leuchtreflexe. Welche sind die für mich wichtigsten Nutzinformationen, Flugobjekte, die uns gefährlich werden könnten? Was dagegen sind Störinformationen, also Funkmeßstörungen? Fragen, die ein geübter Soldat in wenigen Augenblicken beantworten muß.

Und all diese Gefechtsarbeit geht unter Bedingungen vor sich, die nicht immer einfach sind. Der Funkorter sitzt in einer engen Kabine. Halbdunkel herrscht hier. Nur mattes Licht spenden die Bildschirme, die roten und grünen Kontrollämpchen, die leuchtenden Skalen. Eintönig summen die Ventilatoren und Motoren, knacken die Relais. Etliche Apparaturen strahlen Wärme aus. Die Aufmerksamkeit des hier sitzenden Genossen gilt jedoch nicht nur seinem Bildschirm, er hat auch auf die Kontrollampen und die Geräusche der Geräteteile zu achten. Und er muß sich ein wenig in ihrem Innenleben auskennen, gegebenenfalls fähig sein, kleine Ausfälle und Defekte selbst zu finden und sie auch zu beseitigen, ohne gleich nach seinem Vorgesetzten zu rufen und tatenlos auf ihn zu warten.

Belastungen, die mitunter angespannt und extrem sein können. Um so notwendiger für einen Funkorter, daß er sich in psychologischen Eigenschaften übt, um den Anforderungen in jeder Minute gerecht zu werden. Ein Funkorter, das ist ein Kämpfer, der keineswegs nur einfach dasitzt und aufzupassen hat.

Oberstleutnant Horst Spickereit
Fotos: Manfred Uhlenhut (3)



Hatte sie richtig verstanden, ein Quartier für die Nacht suchte der? Ein nicht alltäglicher Wunsch ist das, dachte die junge Frau. Sie stand auf der Türschwelle. Eine geblümte Kittelschürze hatte sie sich übergezogen. Darunter trug sie nur das, was man in hochsommerlichen Tagen unter dem Kleid zu tragen pflegt. Jetzt war kein Sommer mehr. Und sie hatte so wenig an, weil sie gerade zu Bett gehen wollte. – Schlafen will der, ausgerechnet hier?
„Vielleicht in dem leeren Stall da", sagte der junge Mann und wies auf die andere Hofseite. Er trug Jeans – polnisches Fabrikat, wie sie trotz der Dämmerung auf den ersten Blick erkannte; dazu ein kariertes Baumwollhemd, an den Füßen leichtes Schuhwerk. Alles übrige war auf dem Gepäckständer seines Fahrrades verstaut: ein prallgefüllter Rucksack, eine zusammengerollte Decke, eine olivfarbene Kutte. – Sie zögerte.
„Ich verstehe, es ist ungewöhnlich", versuchte der andere zu erklären.
Warum versucht er es nicht ein Stück weiter unten, im Dorf, warum hier?
„Ich werde Ihnen keine Umstände machen."
„Aber geraucht wird da drin nicht!"
„Danke". Ohne den kurzen Umweg durch die Pforte zu machen, hob er das Rad samt Gepäck über den Holzzaun, flankte mühelos hinterher.
„Eine Bitte habe ich noch."
„Und?" fragte sie reserviert.
„Wenn ich mich morgen mal frisch machen dürfte, in Ihrer Küche unter der Leitung ...?"
„Ich muß ganz früh ‚raus", entgegnete sie ausweichend.
Er antwortete: „Ich auch."
Was treibt ihn hier vorbei? Darüber grübelte sie nach, bevor sie einschlief, daran dachte sie am anderen Morgen. Sie ließ ihn ins Haus, wo er sich prustend unter dem Wasserhahn wusch, hinterher sorgfältig rasierte, als würde es zu einer Hochzeit, zumindest in die Bezirksstadt zur Oper gehen. Während sie Kaffee aufbrühte, einen Topf Milch auf die Flamme stellte, musterte sie ihn über die Schulter. Sie begann Wohlgefallen zu finden an seinem sehnigen Oberkörper mit den kleinen, festen Muskeln, an seinem rötlichen Haarschopf. Das Haar trug er kurzgeschnitten...
„Ist es denn nicht ein bißchen einsam unterwegs, jetzt, wo schon Herbst ist? Vor allem ohne Gesellschaft?"
„Wenn man allein ist, reist man allein", antwortete der junge Mann und tupfte sich Kinn und Wangen trocken.
„Sind Sie denn" – sie zögerte, setzte dann noch einmal an: „Ich meine, ein Mann in Ihrem Alter und noch nicht...?"
Er wandte sich vom Spiegel ab, blinzelte. „Und Sie?"
Die junge Frau drehte ihm den Rücken zu. Sie

Illustration: Wolfgang Würfel



war üppig in den Schultern. Mit geübten Bewegungen schnitt sie einen Brotlaib an, schmierte Stullen, packte wie nebenher zwei dünne Frühstückspakete zusammen.
„Ich war oft und vor allem lange von ihr weg", erklärte der junge Mann, „drei Jahre waren's. Irgendwann mittendrin begann sie sich für einen anderen zu entscheiden."
„Ich muß nach oben", sagte die junge Frau und nickte hinauf zur Küchendecke.
„Die Kinder wecken?"
„Wieso?"
Der junge Mann streifte sich sein Baumwollhemd über, wies zum Tisch, der inzwischen eingedeckt war. „Die beiden Pakete da, Minirationen. Für Erwachsene ein bißchen wenig..."
„Jedes hat einen anderen Vater", setzte sie an, wunderte sich zugleich, wieso sie ihm das erklärte. Nun ja, ein Fremder, der nachher gleich aufbrechen wird. „Der eine war Student. Kunstgeschichte oder sowas. Schwärmte immer von einem gewissen Peter Paul Rubens. Unbedingt malen wollte er mich. Nach dem Ernteeinsatz hat er sich nicht mehr sehen lassen. Ich war da gerade siebzehn. Der andere war Agronom. Jetzt ist er weg. Ich habe ihn nicht mehr 'reingelassen. Er trank."
„Da haben Sie sich ganz schön durchbeißen müssen."
„Man hat mir hier geholfen. – Haben wir nach dem Frühstück denselben Weg?"
Er ließ ihr den Vortritt, als sie ihr Fahrrad durch die Pforte schob. Vorn in einem Körbchen, das am Lenker befestigt war, saß der Junge. Mit runden Augen staunte er zur nahegelegenen Hügelkette hin, über der groß und apfelsinenfarben die Sonne aufging. Rittlings auf dem Gepäckträger hielt sich die ältere Schwester am Sattel fest. Das Kind ließ schläfrig den Kopf hängen.
„Der Bürgermeister ist wohl in Ordnung?" fragte der junge Mann, als sie nebeneinander auf das Dorf zuschritten.
„Er ist in Ordnung, und er sorgt für Ordnung."
Das glaube ich, dachte er. Einer, der Pappeln und Hecken und Rosenstöcke anpflanzen läßt, der für saubere Gehwege und gestrichene Zäune und Grünflächen sorgt und dafür, daß junge Leute ihre Disko, die älteren ihren Familiennachmittag bei Blasmusik und die ganz Alten ihre Sitzecken zum Plauschen haben, und alle gemeinsam ihren Sportplatz...
„Es sind auch sonst recht auskömmliche Leute hier."
Kann ich mir denken. Der Lehrer trägt mit seinen Schülern aus den Scheunen und von Dachböden irgendwelchen alten Kram zusammen, wahrscheinlich will er ein Dorfmuseum gründen. Der ABVer,

Fortsetzung auf Seite 52


ar



Fortsetzung von Seite 49

weil er 'n Haufen Kinder hat, baut sich ein Eigenheim. Die Gemeindeschwester, unbemannt, wie es scheint, geht am Waldsee angeln. Und der Pfarrer pusselt an 'ner Garage für seinen roten Moskwitsch herum, hat sicherlich nicht allzuviel zu tun, bei den drei Leuten, die sonntags sein bemoostes Gotteshaus betreten...

„Waren Sie eigentlich schon mal in unserer Gegend?"

Der junge Mann überlegte, sagte dann langsam: „Auf dieses Pflaster hier habe ich noch keinen Fuß gesetzt."

„Dort vorn kommt gleich der Kindergarten."

„Mit der Kinderkrippe nebenan."

Sie sah ihn von der Seite her an. Ein rundes, frisches Gesicht hatte sie. Und helles, glatt nach hinten gekämmtes Haar. „Woher eigentlich wissen Sie...?"

„Kindergarten und Krippe liegen meistens beieinander. Aber falls Sie weiter staunen wollen: Dahinten kommt gleich das LPG-Büro."

„Sie können gut raten!"

Ist es auch erraten, wenn ich ihr sage, daß man dort auf Mechanisatoren wartet? Wo abends Technik ,rumsteht, folglich nicht in Schicht gearbeitet wird, braucht man Mechanisatoren, gute vor allem, die eine gerade Winterfurche ziehen können, nicht so ein Geschlängle, das aussieht, als ob da 'n Bulle pißt. „Neben dem Büro steht der Textil-Konsum, wo Sie arbeiten..."

„Warum bleiben wir stehen, Mutti?" fragte das Mädchen, das hinten auf dem Rad saß. Der Junge im Körbchen gähnte.

„Sie haben vorher ,rumspioniert", sagte die junge Frau.

Der junge Mann schmunzelte. „Übrigens, 'ne Waschmaschine sollten Sie sich endlich anschaffen."

Ihre Augen verengten sich. „Was wollen Sie?"

Ein Traktor mit einer Kartoffelkombine rumpelte ihnen entgegen. „Gehen wir nicht besser weiter?" fragte er. „Die Kinder wollen zu den anderen."

„Sie haben die Leute ausgehorcht!" Sie stemmte ihre Arme in den Lenker. „Lassen Sie sich hier nicht mehr sehen!"

Wir werden uns noch oft sehen, dachte er. Weil mir das Dorf gefällt. Und weil sie mir gefällt. Von Anfang an hat sie mir gefallen: Wie sie des Morgens mit den Kindern das Haus verließ, wie sie am Abend heimkehrte, mit einer vollen Einkaufstasche am Lenker, und bald danach Rauch aus dem Schornstein kräuselte. Ich habe sie gesehen, wie sie den Hof kehrte, Holz hackte, die Fenster strich, wie sie neben dem Schuppen gebeugt über dem dampfenden Waschtrog stand...

„Sie sind ja immer noch hier", herrschte sie ihn am Abend an, als er am Dorfrand auf sie wartete.

„Geben Sie mir Ihre Tasche 'rüber!"

„Die schaff' ich allein."

Sie gingen denselben Weg zurück, wieder mit ihren Rädern. Sie wieder mit den Kindern. Das Mädchen hinten auf dem Gepäckständer versuchte sich im Singen: Kommt ein kleiner Teddybär... Der Junge im Körbchen quietsche vor Erregung, als ihnen ein kalbsgroßer Hund schwanzwedelnd entgegentrottete. „Ich werde im Dorf arbeiten", sagte er, „in der LPG Pflanzenproduktion."

Ohne ihn anzusehen, murmelte sie: „Ist mir doch egal."

„Alles, was Sie heute früh von mir gesagt haben, trifft nicht zu", versuchte er zu einer Erklärung anzusetzen.

„Ach", sagte sie und blieb stehen, um zu verschnaufen.

„Wissen Sie, was Hundsrosen sind?" fragte er unvermittelt. Mißmutig, aber mit einer Spur von Aufmerksamkeit, kräuselte sie die Stirn.

Der junge Mann, nachdem sie sich wieder in Bewegung gesetzt hatten, wies hinauf zur Hügelkette, die jetzt rechts des Weges lag. „Dort oben, da wuchert's nur so davon. Können Sie's erkennen?"

Sie antwortete nicht, blickte aber flüchtig hoch.

„Ist ein hundsgemeines Zeug, dieses Gesträuch, völlig verholzt. Und die Stacheln erst! Nicht einmal der Märchenprinz von Dornröschen könnte da was machen. Da drunter haben wir gelegen, drei Tage lang. Ich sage: wir, weil ich nicht allein war. Wir waren, nun ja, ein Kollektiv. Eine Gemeinschaft, bei der jeder so seine Aufgabe hatte. Und entsprechend ausgestattet war. Einer zum Beispiel hatte ein Funkgerät. Zu meiner Ausrüstung gehörte ein Fernglas, richtiger: Doppelglas 10 × 50. Das holt was 'ran, kann ich Ihnen sagen; sogar die Schrifttafel vom Lebensmittel-HO konnte man lesen. Von Salzheringen und Bananen stand seinerzeit was drauf – ach ja, auch was von Melonen."

„Melonen gab's hier im Sommer."

„Es war ja auch Sommer", sagte er. Und er dachte: Ein schöner Sommer war's, mit einer unwahrscheinlichen Hitze. Eine gemeine Hitze, die Monturen klebten uns am Körper wie warme, feuchte Lappen! – Er schielte zu der jungen Frau hin, deren Gesicht sich zu entspannen begann. Bei ihr lagen die Dinge anders, erinnerte er sich weiter. Für sie war das Wetter eine Freude, da sie zu früher Stunde – kein Hahn krähte, und die Genossen zur Rechten und Linken ruhten – hinüber zum Waldsee gehen konnte. Junge, Junge, Hüften kamen zum Vorschein! Die können mühelos noch drei weitere Kinder gebären...

„Im Sommer", fragte sie, „war da nicht in der Nähe eine große Übung?"

„Ja."

Die junge Frau sagte: „Ach ja, die Tasche, würden Sie die nicht doch mal zu sich 'rübernehmen?"

Sie nahm ihn mit in ihr Haus. Sie blieben zusammen, die Frau mit den beiden kleinen Kindern und der junge Mann, der wenige Tage zuvor noch eine Uniform getragen hatte. Er war Unteroffizier, Aufklärer, Vorgesetzter einer Gruppe von Aufklärern gewesen, in einem Truppenteil der NVA.

Flußkampf-schiffe

Flußkampfschiffe gibt es seit mehr als hundert Jahren. Schon zu Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts gehörten sie zur Ausstattung der Flottillen Englands, Frankreichs, Mexikos und Chinas. Um 1900 kamen sie auch im zaristischen Rußland auf. Die Entwicklung dieser kanonenbestückten, damals allgemein als Monitor bezeichneten Einheiten ging in zwei Richtungen vor sich: Einerseits wurden große Flußmonitore mit einer Länge von 70 m und mit der Bewaffnung eines kleinen Kreuzers gebaut; sie waren für den Einsatz auf Strömen und großen Binnenseen vorgesehen. Andererseits gab es kleine Flußkanonenboote für Operationen auf Flüssen im tiefen Landesinneren; sie waren mit einem oder zwei Geschützen bestückt. Jedoch stellte es sich heraus, daß die kleinen Kampfeinheiten von etwa 30 m Länge effektiver handeln konnten als die schweren Monitore.

Die Flußkampfschiffe haben in der Sowjetunion eine lange Tradition. Das ist durch die Vielzahl und Größe der Flüsse, Kanäle und Seen begründet. Flußkampfschiffe erfüllen Aufklärungs- und Sicherungsaufgaben, unterstützen Seelandungen, befördern Truppen und Kampftechnik über größere Wasserhindernisse, bekämpfen Einheiten des Gegners, lösen Sonderaufgaben und dienen besonders dem Schutz der Küstenflanken der Landstreitkräfte. Die Vielfalt dieser Aufgaben erforderte die Entwicklung verschiedener Unterklassen wie Flußmonitore, Flußkanonenboote, Wachschiffe, Panzerboote, Artillerieträger, Flußminenräumboote und Halbgleiter.

Der Monitor LENIN gehörte zu einer Serie von Schiffen, die mit einer Wasserverdrängung von 965 ts seinerzeit zu den größten Flußkampfschiffen der Welt zählten. Er wurde bereits 1910 auf der Baltischen Werft gebaut. Seine Maschinenanlage bestand aus Dieselmotoren mit einer Leistung von 735 kW (1000 PS). Das war zu jener Zeit eine Besonderheit, da diese Antriebsart für Schiffe völlig neu war. Später wurde mit anderen Motoren eine Leistung von 2205 KW (3000 PS) erreicht; die Geschwindigkeit stieg von 11 auf 15 kn. Der extrem flache Rumpf, das gewölbte Oberdeck, die Brücke und die Geschütztürme waren unterschiedlich stark gepanzert. Durch ein relativ kleines Längen-Breitenverhältnis (Länge 71 m, Breite 12,8 m) gelang es konstruktiv, den Tiefgang auf 1,40 m zu beschränken. Ursprünglich bestand die Bewaffnung aus zwei 152-mm und vier 120-mm-Geschützen und drei 75-mm-Flak. Die Abbildung (nach sowjetischen Quellen) zeigt den Monitor mit einem 152-mm-Geschütz, sechs 120-mm-Geschützen, zwei 75-mm-Flak und drei 20-mm-Flak. Der Monitor gehörte zur Amur-Flottille. Am 10. Juli 1929 provozierten chinesische und mandschurische Militaristen einen schweren Konflikt, der trotz großer Bemühungen der sowjetischen Regierung nicht mit friedlichen Mitteln beigelegt werden konnte. Es blieb nur noch die militärische Lösung. Zwischen dem 12. Oktober und dem 20. November 1929 nahm die LENIN zusammen mit dem Monitor SWERDLOW und anderen Einheiten der Amur-Flottille an der Vernichtung von Einheiten der Sungarikriegsflottille teil und gab Feuerunterstützung bei der Besetzung der Stadt und Festung Lachasusu. Die Amur-Monitore LENIN, DALNEWOSTOTSCHNY, KOMSOMOLEZ, SERDLOW, SUN YAT-SEN und KRASNY WOSTOK waren auch im August 1945 bei der Bekämpfung und Zerschlagung der japanischen Truppen eingesetzt.

Im Gegensatz zu den Flußmonitoren vereinigten die Flußkanonenboote eine Vielzahl unterschiedlichster Typen. Die Palette reichte von Fahrzeugen, die als Flußkanonenboote speziell entworfen, gebaut und klassifiziert wurden, bis zu umgebauten ehemaligen Flußfahrgast- und Frachtschiffen. Die Bewaffnung war im Vergleich zu den Monitoren sowohl von der Anzahl als auch vom Kaliber her geringer. So hatte das Flußkanonenboot SHELESNJAKOW (Baujahr 1934, Länge 50 m, Breite 8 m, Tiefgang 0,75 m) zwei Geschütze 102-mm, zwei 45-mm-Geschütze und vier schwere MG; später kamen für die Fliegerabwehr noch zwei 37-mm-Geschütze und ein schweres MG dazu. Andere Flußkanonenboote waren wesentlich leichter bewaffnet, z. B. mit einem 75-mm-Geschütz und einem überschweren MG. Während des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion wurde eine Reihe von zivilen Flußschiffen zu Flußkanonenbooten umgebaut. Nach 1945 wurden diese Schiffe wieder der zivilen Flußschiffahrt zur Verfügung gestellt; ältere Einheiten wurden außer Dienst gestellt und abgewrackt. Das Flußkanonenboot SHELESNJAKOW wurde von den Schiffbauern der Bauwerft in seinen Ursprungszustand versetzt und in Kiew als Denkmal für den heldenhaften Kampf seiner Besatzung erhalten.

Monitor LENIN

Sicherungsboot

Halbgleiter

Shelesnjakow

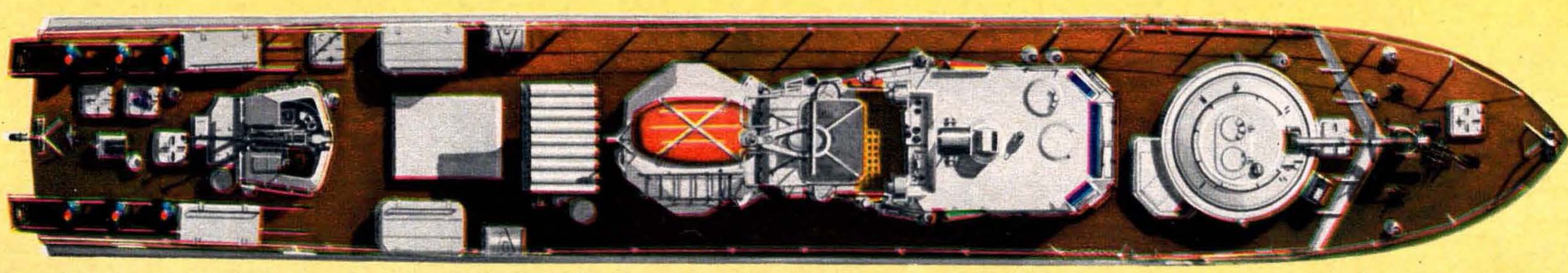
Kleiner Kanonenkutter

Panzerboot



Prinzipdarstellung eines modernen Flußkanonenbootes

1 – Flußminen
2 – Fla-Geschütz
3 – Geschoßwerfer
4 – Rettungsfloß
5 – Funkmeßanlage
6 – Suchscheinwerfer
7 – Kommandobrücke
8 – Infrarotscheinwerfer
9 – Aufbauten
10 – Panzerturm





Entsprechend den Erfordernissen einer modernen Kriegführung und in Auswertung der Kriegserfahrungen wurden die Typenvielfalt eingeschänkt und nur noch wenige Muster weiterentwickelt, die sich durch einen hohen Grad an Standardisierung auszeichnen. Unsere Zeitung zeigt ein modernes Flußkanonenboot. Es hat eine Länge von 27 m, eine Breite von 4 m und eine Wasserverdrängung von rund 100 ts. Die Geschwindigkeit beträgt je nach Wassertiefe bis zu 20 kn. Zwölf Mann gehören zur Besatzung. Die Bewaffnung besteht aus einem kompletten Turm des PT-76 und zwei 25-mm-Flak. Für den Einsatz als schneller Minenleger befinden sich an Deck Minengleise; einige Boote verfügen auch über Geschoßwerfer.

Die Wachschiffe weisen ähnlich wie die Flußkanonenboote eine Vielfalt von Typen auf. Viele Fahrzeuge wurden zeitweilig als Wachschiffe eingesetzt, u. a. auch Monitore. Sie werden aber nicht zu dieser Unterklasse gerechnet. Die Wachschiffe waren mittelgroße Fahrzeuge, bewaffnet mit Geschützen kleineren Kalibers und mehreren überschweren MG. Für die Bekämpfung von U-Booten in Flußmündungen hatten sie Wasserbomben an Bord.

Die Panzerboote gehören zu einer Unterklasse der Flußkampfschiffe, die speziell in der Sowjetunion entwickelt und in großer Stückzahl eingesetzt wurden. Der Typ 1124 (1943) hatte eine Länge von 25 m und eine Breite von 3,8 m. Der Tiefgang betrug 1,0 m; die Wasserverdrängung lag bei 42 bis 45 ts. Der Antrieb erfolgte über einen Dieselmotor mit einer Leistung von 1120 kW (1600 PS). Die Schraube lag in einer Art Wellentunnel. Die Höchstgeschwindigkeit betrug zwischen 22 und 28 kn. Das Boot hatte bis zu 17 Mann Besatzung. Die Standardbewaffnung bestand aus zwei 76-mm-Panzerkanonen des T-34 und zwei 20-mm-Flak. Von diesem Typ abweichend gab es Boote, die statt des achteren Panzerturms einen Geschoßwerfer BM-13 hatten. Eine dritte Bewaffnungsvariante hatten die Fla-Boote. Sie besaßen keine Panzertürme, sondern waren mit 37-mm- und mehreren 20-mm-Fla-Geschützen bestückt. Eine Nebelanlage vervollständigt die Ausrüstung. Diese drei unterschiedlich bewaffneten Typen wurden häufig zu einer Bootsgruppe zusammengefaßt.

Die Artillerieträger (schwimmende Batterien) verfügten nur zu einem Teil über einen eigenen Antrieb. Vielfach verwendete man große Prahme, in denen sonst Schüttgüter und Holz transportiert wurden. Sie erhielten ein verstärktes Deck, worauf Geschütze unterschiedlichster Typen, die meist von der Heeresartillerie stammten, montiert wurden. Sie kamen mit kompletter Lafette an Bord. Diese Artillerieträger sind von Schleppern zum Einsatzort gebracht worden.

Gleich zu Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion verminten faschistische Flugzeuge die Flüsse, um die Verkehrswege nachhaltig zu stören. Die vorhandenen Räumboote der sowjetischen Flußflottillen reichten zu ihrer Beseitigung nicht aus, so daß auch zivile Fahrzeuge zu Hilfsminenräumbooten umgebaut werden mußten. Die Minenräumboote selbst erfuhren in ihrer Ausrüstung einige Verbesserungen, damit sie auch gegen die neuen Minentypen mit elektromagnetischer und akustischer Zündung eingesetzt werden konnten.

Die Wolga hatte eine große Bedeutung für den Transport von Erdöl und anderen wichtigen Gütern. Deshalb war sie besonders südlich und nördlich von Stalingrad Ziel der faschistischen Fliegergruppe IV. Allein im Sommer 1943 warf sie über 400 Minen ab, von denen 84 beim Aufschlag detonierten. Im gleichen Flußabschnitt befanden sich auch noch zirka 130 Minen, die schon 1942 gelegt worden waren und nicht geräumt werden konnten. Um die Sicherheit der Transportschiffe zu gewährleisten, wurde der Einsatz der Wolgaflottille für die Räumarbeiten verfügt. 57 Minensuchboote sowie 19 Kanonenboote, 21 Panzer- und 16 Wachboote waren damit betraut. Zusätzlich unterstellte man der Flottille die Minensuchbrigade der Flottenbasis Astrachan. Somit verfügte die Wolgaflottille über insgesamt 105 Räumfahrzeuge und 18 Räumschuten. Jeder Räumbrigade war ein bestimmter Flußabschnitt zugeteilt worden. Wie erfolgreich die Maßnahmen waren und welche Leistungen die Besatzungen erbrachten, sollten folgende Zahlen belegen: In der Schifffahrtsperiode 1943 liefen von 10959 Flußschiffen nur 13 auf Minen. Die Minensuchboote legten bei ihrer Räumtätigkeit eine Strecke von insgesamt 176000 km zurück. Ein weiteres Einsatzgebiet der Räumfahrzeuge war die Donau von ihrer Mündung bis Wien. Im schiffbaren Teil des Flusses waren auf 1930 km insgesamt 3318 Minen gelegt worden.

Bei den Kämpfen der sowjetischen Truppen um Berlin waren auf der Spree neben Panzerbooten auch Halbgleiter (Poluglisser) der Dnepr-Flotille im Einsatz. Das waren Boote der kleinsten Unterklasse der Flußkampfschiffe, Motorboote mit einer Länge von 5 bis 8 m. Als Antrieb diente ein Kfz-Motor. Achtern stand ein Maschinengewehr. Mit diesen Booten wurden vor allen Dingen Soldaten (je Boot bis zu 15 Mann) übergesetzt. Außerdem wurden sie häufig zu Spezialunternehmen verwendet. Die sowjetischen Flußkampfschiffe waren erfolgreich an vielen Operationen des Großen Vaterländischen Krieges der UdSSR beteiligt. Heute setzen die modernen Einheiten der sowjetischen Flußflottillen die ruhmreiche Tradition fort.

B. Oe.

Zeichnungen: H. Rode



Foto: Günter Linke

Geschichten aus der Gründerzeit

Erlebt und aufgeschrieben
von Reinhard Kunz Trüben
Illustrationen: Fred Westphal



Baden verboten oder Der Spieß hat aber einen Hund!

Zur Med.-Schule Prora kam ich im Juni 1955. Auf Umwegen. Wer wußte damals schon, wo Prora liegt! Und welcher Kommandeur läßt ohne Gegenwehr einen Mann zu den Sanis, der wöchentlich die Wandzeitung mit neuen Einfällen, Karikaturen, Fotos garniert und außerdem den Kompaniechor leitet. Die Umwege hießen: Blinddarmentzündung des Kompaniechefs, gleichzeitiger Beinbruch des Bataillonskommandeurs, Bahnfahrt Pasewalk–Schwerin–Rostock, wo ich endlich erfuhr, daß Prora auf Rügen zu liegen hatte.

Da waren wir nun. Die Stuben lagen im 6. Stock, zum Meere zu. Herrlich!

Mittags nach dem Essen stürzten alle zum Strand. Das heißt, wenigstens bis zur letzten Düne. Dort aber stand ein Posten und scheuchte uns zurück. Baden verboten!

Und die See lockte, und den ganzen Tag hatten wir sie genau vor der Nase. Was nun?

Einer aus meiner Stube hatte beobachtet, daß im „Regiment nebenan" das Badeverbot offensichtlich nicht galt. Jeden Mittag stürzten sich etliche Genossen in blauen Badehosen mit Seitenstreifen in die Fluten.

Halt mal!

Die Soldaten vom „Regiment nebenan" trugen damals das, was wir Glatze nennen, spiegelglatt. Und die Offiziere? Ihr Haarschnitt glich dem unseren. Also: Übern Zaun solche Badehosen besorgen, warten, bis die Posten weit weg den Strand bewachten. Siehe da, es klappte.

Nicht lange.

Da fielen nämlich unsere nassen Badehosen auf. Nun: Belehrung, noch eine Belehrung, Strafandrohung...

Wieder saßen wir mittags in den Dünen herum, vor uns die See. Die Sonne brannte, das Wasser lockte, doch der Posten war wachsam.

Nun hatte unser Spieß (offiziell Innendienstleiter genannt) einen Hund. Einen niedlichen weißen Spitz.

Der trippelte jeden Morgen neben ihm her zum Tor, wurde dort am Fahrradständer angebunden, machte sich immer los; gegen elf war er meistens hinter der Küche, um zwölf wartete er wieder am Fahrradständer.

Eines Tages malte ich eine Anschauungstafel in der Schreibstube, dabei unterhielten wir uns, und ich sagte, nicht ohne Nebengedanken, der Spitz wäre heute aber recht angestaubt, ob das Tarnung wäre.

Der Spieß schaute hinunter, tatsächlich, der Spitz war grau, mausegrau. Und ein Spieß, der Dreck duldet, der muß noch erfunden werden.

Ich erhielt den Befehl, mit anderen Genossen das Vieh einzufangen und am Strand zu waschen, dazu ein Stück Seife und einen Scheuerlappen.

So kamen wir zu unserem langersehnten Bade. Und dabei bleib es, denn der Spitz, hinterher blütenweiß, war am nächsten Tag wieder dreckig. Ein Wunder der Natur!

Es kostete freilich jeden Monat einen Kasten Trinkbares für die Genossen aus der Küche und eine Wurst für den Hund, daß er sich jeden Tag einfangen, mit Kohlenstaub pudern und wieder vor unser Objekt tragen ließ. Aber das war uns das Vergnügen in der Ostsee wert.

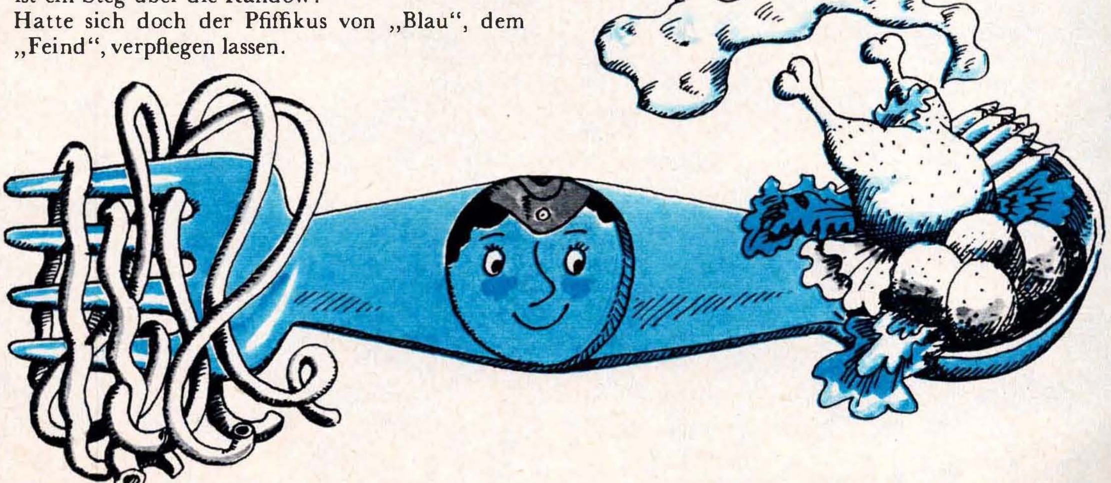
Der Feinschmecker

Frühjahr 1956, Lehrvorführung in der „Taiga“ hinter Eggesin. Vorgeführt werden sollte die Versorgung der Truppe durch die Rückwärtigen Dienste im ersten Graben.
Großer Bahnhof.
Unsere NVA war gerade wenige Wochen alt.
Gäste aus den Bruderländern waren gekommen, sowjetische, polnische, tschechische, ungarische Offiziere. Ich war als Schiedsrichter eingesetzt, begleitete meinen Chef, den Leiter des Med.-Dienstes. Die Übung lief.
Von einem Turm aus beobachteten Leitung und Gäste das Heranbringen und Verteilen von Essen, Getränken, Wäsche.
Plötzlich entstand Unruhe beim Leitenden der Übung und seinem Stab. Der sowjetische General wollte sich selbst davon überzeugen, ob das Essen auch warm genug verteilt worden wäre. Die Schlange der hohen Offiziere setzte sich im Laufgraben in Bewegung. Mein Chef mittendrin, ich immer an seinen Hacken. Im Graben hockten die wachfreien Soldaten und löffelten Gulasch mit Makkaroni. Der sowjetische General bat um einen Löffel, er wollte die Makkaroni kosten. Plötzlich stieß mich mein Chef in den Rücken, zeigte verstohlen auf einen Gefreiten, der etwas abseits an einem Feldtelefon hockte und eifrig löffelte. Ich begriff zwar gar nichts, ging aber zu diesem Genossen und bat ihn, kosten zu dürfen. Der nickte, reichte mir sein Kochgeschirr – ich stutzte, begriff – drin waren Kartoffeln! Kartoffeln, Soße, Fleisch – keine Makkaroni!
Zum Glück war es schon dämmrig geworden, keiner der hohen Gäste hatte etwas gemerkt.
Ich kostete, fragte leise, warum er denn etwas anderes im Picknapf hätte als die anderen.
Er grinste, zog mich näher an sich heran und sagte ebenso leise: „Nee, Makkaroni mag ich nich! Da bin ich dort rüber gegangen, da hinter die Birken. Siehste die Rauchfahne? Da vorne an der Weide ist ein Steg über die Randow!“
Hatte sich doch der Pfiffikus von „Blau“, dem „Feind“, verpflegen lassen.

„Kam in, Jung, ick vertäuv di“

(Komm rein, Junge, ich verstecke dich!)

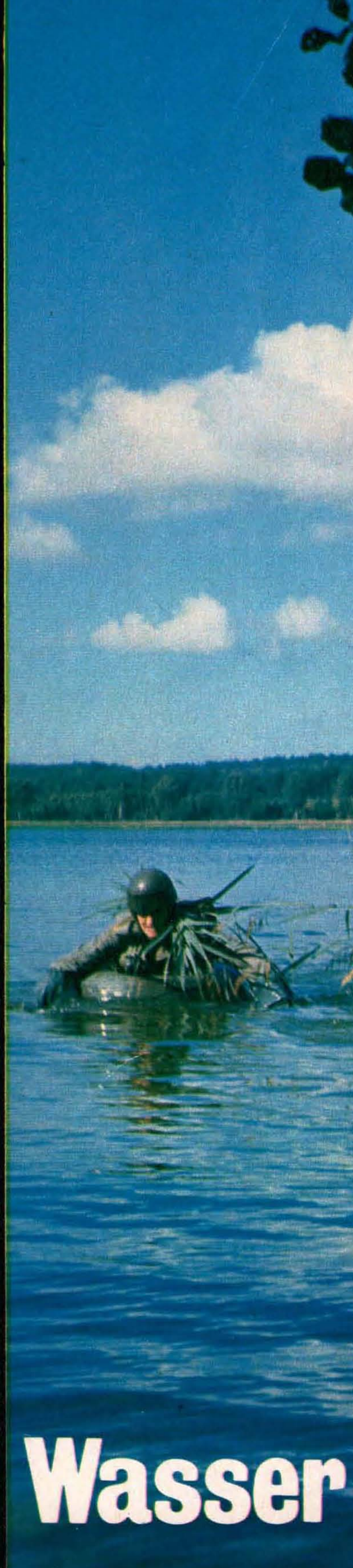
Das war im Mai 1956. Unsere Einheit trug schon Steingrau. Wir waren auf Rügen, mein Chef inspizierte die Vorbereitungen für eine Truppenübung oder ein Sommerlager.
Eines Abends nach sieben schaute er plötzlich auf die Uhr, stutzte, fragte, ob wirklich Sonnabend wäre und stellte dann betrübt fest, daß wir nun nichts mehr zu essen bekämen. Wo die nächste Kneipe war, ließ sich auf der Karte auch nicht feststellen. Ringsum lagen nur vereinzelte Gehöfte. Die nächste Einheit – die Genossen trugen noch die alten, khakifarbenen Uniformen mit den farbenfreudigen Kragenspiegeln – war auch schon verpflegt worden, die Feldküche schon geputzt, der Koch irgendwo. Nicht aufzufinden.
Was nun?
Mein Chef überlegt nicht lange, „Initiative“ war damals ein Lieblingsbegriff. Er gab mir Geld und schickte mich zum nächsten abseits liegenden Gehöft.
Alles still, kein Licht. Schließlich blaffte ein Hund. Ich wollte schon wieder kehrtmachen, da ging die Tür auf.
Heraus kam eine steinalte Frau.
Sie schaute erst neugierig, plötzlich erschreckt auf meine steingraue Uniform, packte mich am Arm, zerrte mich in die Diele, verriegelte die Tür und raunzte: „Schnell doch, kam in! Wie kannste denn in dat Zeuch hier rumloopen! Buten sind doch die Russen!“
Es dauerte eine ganze Weile, bis ich ihr klargemacht hatte, wie es sich mit der neuen Uniform verhält und daß ich zu denen gehörte, die unlängst als KVP noch Khaki getragen hatten. Ganz geglaubt hat sie mir wohl erst, als ihr Sohn kam und mir sagte, mein Chef warte in der Kneipe unten im Dorf, vier Kilometer weg.



Fotos: J. Sobieszczuk







Unteroffiziersschüler der polnischen 6. Luftlandedivision beim Training. Überwinden von Wasserhindernissen mit verschiedenen Mitteln – so steht es im heutigen Tagesplan. Noch geht alles recht behutsam, fast exerziermäßig vor sich, noch bleiben die Einsatzgruppen geschlossen zusammen, verzichten sie auf Sicherung und Tarnung. Die Kämpfer sollen sich vorerst an die Umwelt gewöhnen, meinen die Ausbilder, lernen, ohne Scheu dem nassen Element gegenüberzutreten. Und so marschieren die Schüler über einen schmalen, wackligen Steg ans andere Ufer, fünfmal, sechsmal, um ihn dann einzeln im Laufschritt zu überwinden. Sie durchwaten das Flüßchen in Gefechtsuniform, mit den Füßen den wabbligen Untergrund abtastend, Halt beim Nachbarn suchend. Schließlich lernen sie, sich mit dem kurzen Schlauchboot fast lautlos auf einem See zu bewegen. Doch die nächsten Ausbildungstage werden höhere Anforderungen stellen. Da heißt es dann, als Einzelkämpfer zu handeln, selbst zu entscheiden, gedeckt im Gelände vorzugehen, schnell, findig, unbemerkt jedes Wasser zu überqueren, den Gegner zu überraschen. Sie haben also noch einiges vor sich, die künftigen Unteroffiziere der Luftlandetruppen. Spi

Sicher auch im Wasser



Fortsetzung von Seite 33
daten führten mich auf seinen Wink hin ab, und dann..." – Kang Nem bebt jetzt am ganzen Körper – „...hackte mir ein ‚Sanitäter' der Roten Khmer die Finger ab. Bevor mir vor irrsinnigen Schmerzen die Sinne schwanden, vernahm ich noch die Worte dieses Pol-Pot-Offiziers: ‚Zwei lassen wir dir an jeder Hand. Zum Setzen der Reispflanzen. Experimente, von wegen Dünger und so, schlag' dir ein für allemal aus dem Kopf'..."
Vier Jahre lang schuftete der Diplomchemiker in einem der berüchtigten Arbeitslager Pol Pots. Täglich 14 Stunden. Pflanzte Reis, von dem er selbst gerade so viel zu essen bekam, daß er nicht verhungerte.
Mein Begleiter verlangsamt seinen Schritt. „Wohin geht es nun?", fragte ich ihn. „Ja, wohin...", wiederholt er mechanisch. „Wieder zu den Behörden. Viel erwarte ich nicht. Doch schlimmer kann es ja gar nicht mehr kommen." Ich kann Kang Nem die pessimistischen Gedanken nicht verübeln. Hatte er doch noch keinen Kontakt zur Volksmacht unter der Regierung Heng Somrin, sondern nur die bitteren Erfahrungen mit den Folterknechten der Pol Pot/Ieng Sary-Clique...
Vier Tage später treffe ich Kang Nem wieder. Zufällig, auf dem Markt von Phnom Penh. Freudestrahlend kommt er auf mich zu. „Ich werde gebraucht. Zum ersten Mal nach meinem Studium ist mein Wissen gefragt. Die Verantwortlichen von der Registrierung ließen mich nicht lange warten. Kaum, daß sie meine Hände sahen, wußten sie, daß ich ein Opfer des gestürzten Regimes und nicht einer seiner getarnten Handlanger bin. In einer Woche schon soll ich mich im Wirtschaftsministerium melden. Die Volksrepublik braucht moderne Methoden in der Landwirtschaft."

Empfang beim Generalstab der Revolutionären Streitkräfte durch den stellvertretenden Politchef Meos Kroch. Seit über 25 Jahren trägt er die Uniform. Er ist einer der wenigen Kommandeure, die den Mut hatten, sich von Pol Pot zu trennen, gegen ihn Soldaten zu mobilisieren und den siegreichen 7. Januar 1979 mit erkämpften. Bei meinem Besuch ist er von jungen Armeeangehörigen umgeben. Lächelnd weist Meos Kroch auf sein ergrautes Haar und meint: „Die Reihen der Streiter meiner Jahrgänge haben sich sehr gelichtet. Jetzt ist die Jugend dran, das Errungene zu verteidigen. Der Gegner macht es uns nicht leicht..." Eine etwa 20jährige Frau, seit vier Monaten Angehörige der revolutionären Streitkräfte, stimmt ihm zu und sagt, daß Reste der geschlagenen Pol-Pot-Söldnertruppen immer wieder versuchen, die junge Volksmacht militärisch zu schädigen. Say Arath, so heißt die junge Genossin, nennt aber auch andere Probleme, die von den Armeeangehörigen hohes Verantwortungsgefühl verlangen, und erzählt ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit: „Feindliche Kräfte hatten das Gerücht verbreitet, daß um sechzehn Uhr auf dem Flugplatz von Phnom Penh eine zusätzliche Ladung Reis verteilt würde. Und die irregeführten Hungernden rückten an. Zu Hunderten. Mit Körben, Taschen und Karren. ‚Reis! Reis!', riefen sie immer wieder. Das war eine sehr schwierige Situation für uns, denn die Menschen glaubten unseren Worten nicht. Immer wieder wälzten sich die Massen gegen den von uns um den Flugplatz gebildeten Kordon. Was sollten wir tun? Auf die eigenen Landsleute schießen? Das kam nicht in Frage. Kommandeure und Soldaten behielten die Nerven. Immer wieder erklärten sie geduldig den wahren Sachverhalt. Aber erst nach Stunden zerstreuten sich die enttäuschten Massen dann endlich..." Stockend und mit leiser Stimme berichtet dies die junge sympathische Frau. Deutlich ist zu spüren, daß es sie schmerzt, noch nicht so helfen zu können, wie es notwendig wäre. Aber in der Verantwortung, die sie auf sich genommen hat, steckt auch die Zuversicht, daß Hunger und Elend in ihrem Land überwunden werden. Nicht zuletzt durch die Solidarität der sozialistischen Länder.
Ich frage Genossin Say Arath nach ihrem Leben während der Pol-Pot-Diktatur. Sie errötet, schweigt und wendet sich schließlich verlegen ab. Ich habe offensichtlich einen wunden Punkt berührt, also dringe ich nicht weiter in sie.
Später sagt mir ihr Vorgesetzter: „Say Arath wurde, wie so vielen anderen Frauen auch, ein bitteres Los zuteil. In den von Pol Pot errichteten Arbeitslagern hatte der Kommandeur das absolute Verfügungsrecht über alles und über alle. Und so gehörte es auch zur üblichen Praxis, die Mädchen mit dem männlichen Bewachungspersonal zu verheiraten. Formlos und massenhaft geschah das. Die Opfer standen in Reih und Glied. Die meisten sahen den für sie bestimmten Mann zum ersten Mal. Ein Entrinnen gab es für die Mädchen nicht. Eine Weigerung hätte den sicheren Tod bedeutet." Jetzt bedauerte ich meine Frage noch mehr. Hatte ich doch die junge Frau, wenn auch unbewußt, an die wohl größte Erniedrigung ihres Lebens erinnert. Natürlich hat die Volksmacht nach der Befreiung diese Zwangsehen für ungültig erklärt, aber die Schmach für die Frauen konnte nicht ungeschehen gemacht werden.
„Unsere Say Arath aber war tapfer", fährt Genosse Meos Kroch nach einer Weile fort. „Sie wollte sich mit dem ihr zugedachten Schicksal nicht abfinden. Noch vor dem 7. Januar 1979 gelang ihr die Flucht aus dem Arbeitslager. Eine Zeit lang hielt sie sich noch im Dschungel verborgen... Nun ist sie bei uns und wird auch bei uns bleiben."

Uwe-Grischa Klenner
Fotos: Autor (8), Zentralbild (4)



Komm, ich zeige dir meinen Wald,
in dem wir
Räuber und Gendarm, Hase und Jäger spielten
und Vater, Mutter, Kind.
Groß war er für uns, als wir klein waren,
groß wie die Welt,
voller Geheimnisse und Verborgenem.
Erforscht haben wir ihn nicht,
dazu war unsere Kinderzeit zu kurz.

Komm, ich zeige dir unseren Wald,
wollen dort hineingehen,
wo wir als Kinder herauskamen.
Wollen weiter entdecken,
hinter die Zweige schauen,
an denen ich damals vorbeistürmte.
Schön ist er,
schön wie die Welt.
Leg dich zu mir,
in seinen weichen Schoß,
ganz dicht.
Unser Kind wird ihn neu entdecken.

GERHARD MOTZ





Fotos: Marianne Motz

Komm,
ich zeige dir meinen Wald







. . . um dreißig quicklebendige kleine Straßenbolzer zusammenzuhalten . . .

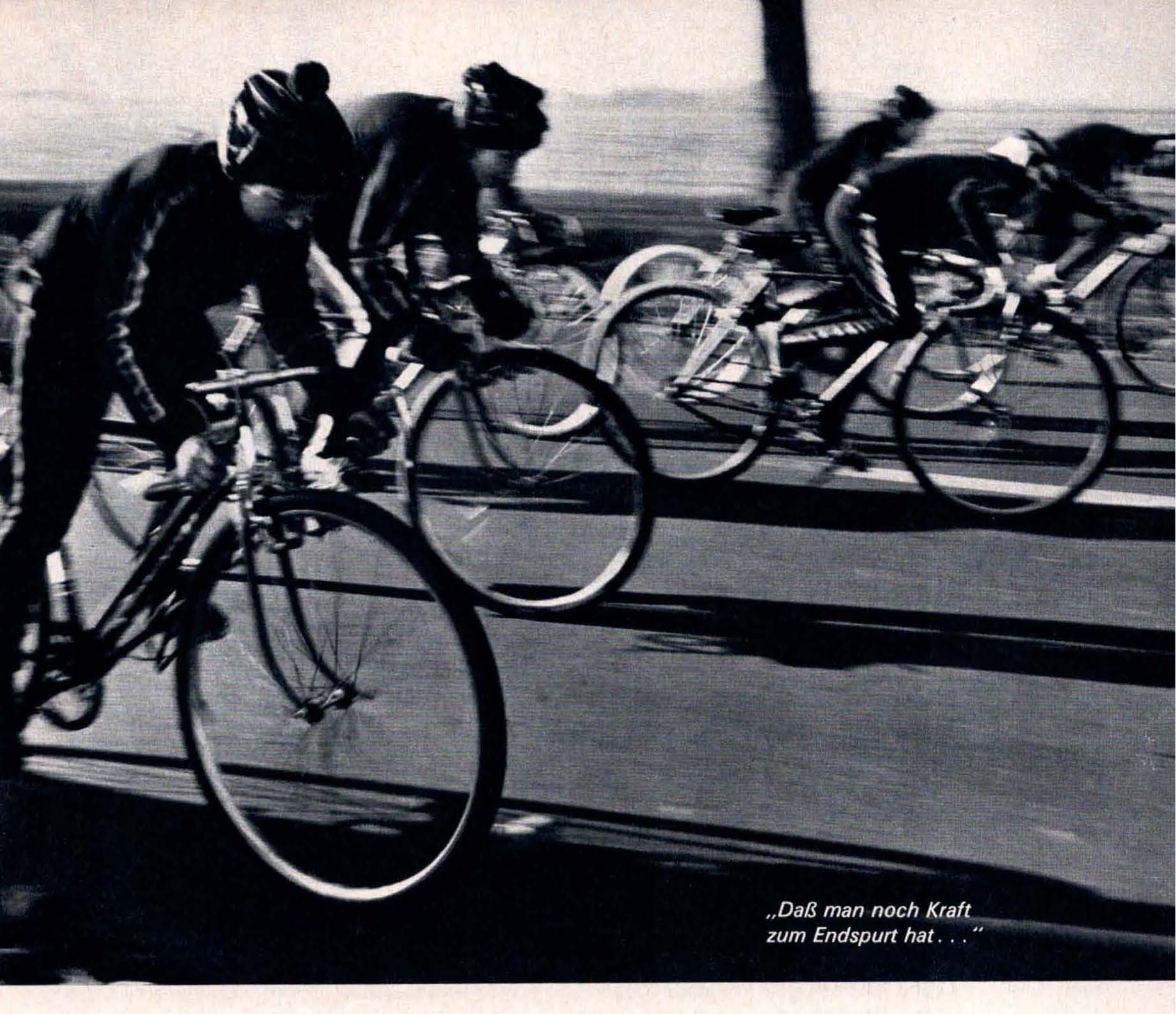
30 Jungen habe ihre Freude daran, auf Rennrädern über Landstraßen zu flitzen oder querfeldein durch die Mahlower Kiesgruben und den Jünsdorfer Forst zu jagen. 30 Jungen freuen sich über eigene Sporterfolge, die noch längst keine olympischen sind. Aber:

..einer schämt sich

Er und seine Mutter sitzen mir gegenüber, an einem Tisch im Büro des Blankenfelder Radsport-Trainingszentrums. Frank Augustin, dreizehn Jahre, dunkelhaarig, schmalgesichtig, etwas nervös mit seinen Fingern spielend. Wie bist du in der Schule, Frank? Verlegenes Lächeln, keine Antwort. Oder auch eine? Klappt's vielleicht nicht so in Mathe, in Geschichte oder Russisch? „Na, sag's schon!", fordert Mutter Ursula ihren Jungen freundlich auf, und zu mir gewandt: „Er schämt sich." Freilich, mag schon sein, denke ich. Ursula Augustin lächelt: „Einskommanull hat er." Ach, so ist das! Nun platzt der Knoten, Frank schluckt und gesteht: „Manche denken nämlich, ich spinne, wenn ich das sage. Deshalb rede ich schon gar nicht gern darüber." Wir plaudern noch ein wenig. Bis Werner Weise, der Trainer, hereinruft: „Frank, beeile dich bitte! Komm', du mußt weg. Die anderen warten schon." „Die anderen" sind ein Potsdamer Sportkamerad, ein Trabant 601 mit auf dem Verdeck fest verzurrten Rennrädern und der Fahrer des Wagens. Und die Reise soll nach Limbach-Oberfrohna gehen, zum Pionier-Pokal der DDR 1979. . .

* * *

Hier aber, am Rand des Mahlower Sportplatzes, wird's jetzt lebhaft. Kleine und große Jungen kommen mit Rennrädern an, begucken und begrüßen sich, wie an jedem Tag. Nur nicht am Mittwoch. Der ist



„Daß man noch Kraft zum Endspurt hat . . ."

trainingsfrei. Nur der. Denn kaum ein Wochenende vergeht ohne Wettkampf. Das ist hart. Nicht so hart, daß es ihnen nicht gefallen würde, den Zehn- bis Dreizehnjährigen. Dazu der Kleinste, der blondlockige Jan Claus (12 Jahre): „Vorher spielte ich Tischtennis. Aber da war kein Trainer, und das hat eben keinen Spaß gemacht. Aber hier macht's mir welchen." Und René Drengner, auch zwölf, hat es ganz schön gepackt: „Beim Radsport, ja, da hat man dann mal zu Hause die Wand voller Bilder. Wenn da jemand zu Besuch kommt, kann man sagen, woher die alle sind, wo überall man schon gewesen ist. Ich mag den Radsport, das Fahren, die Taktik dabei, den Kampf einer gegen alle . . ."

Und was hält dich, Volker Bötticher? Trittst doch schon zwei Jahre in die Pedalen. „Ich habe Erfolg, und das ist schön. Mein Bruder Ralf, schon vierzehn, wissen Sie, kam durch mich auch hierher. Er fand so viel Spaß an der Sache. Und heute lernt er schon an der Kinder- und Jugendsportschule. Er schreibt, daß er sich dort wohlfühlt, welches Training er hat und welche Wettkämpfe. Und er fragt, wie es wohl der Oma geht . . ."

Volkers Augen glänzen beim Erzählen. Oh ja, wenn das ginge, möchte er so vorwärtskommen wie der ältere Bruder. Vom Trainingszentrum zur Kinder- und Jugendsportschule, später zum Armeesportklub und hinein ins Rennen um eine Spitzenpostion. Wie vielen der Kleinen wird das gelingen? Nach Ralf Bötticher könnte Frank Augustin der nächste Blankenfelder Anwärter auf die Frankfurter Schulbank sein. Das Angebot ist gemacht. Frank hat Lust. Mutter Ursula und Vater Ernst-Günter sind auch dafür, „. . . obwohl wir nicht gleich gejubelt haben. Aber der Junge ist alt genug, um selbst zu entscheiden. Wir unterstützen ihn dabei."

Gewiß denken die meisten Eltern so, verstehen den einmal geweckten sportlichen Ehrgeiz ihrer Sprößlinge, ihren Drang zur großen Friedensfahrt. Wenn's nicht gelingt, Junge, dann weine nicht! Es gibt noch anderes. René hat da etwas in petto: „Vielleicht werde ich mal Polizeioffizier. Vater ist auch Volkspolizist."

Und keiner soll glauben, die Kinder wüßten nicht, was sportlichen Er-

folg voraussetzt. Der drahtig wirkende Frank Mehrländer – einmal DDR-Meister zu werden ist sein Ziel – meint: „Dazu gehört aber viel Fleiß, Disziplin und Tapferkeit. Zum Beispiel bei einem Sturz. Da muß man sich zusammenreißen können und weiterfahren!"
Ich verstehe. Wenn aber nun das Fleißbarometer in der Schule stürzt? Wenn dann der Trainer ein von den Eltern unterschriebenes Wunschzettelchen erhält mit der Nachricht, der Sohnemann habe in der Klasse so seine Probleme in Leistung und Verhalten? Und daß es deshalb ratsam sei, bis auf weiteres erst einmal gut zu lernen und sonst nichts? Was dann? „Lernen!", meint Frank. „Aber bis jetzt habe ich noch immer alles unter einen Hut gebracht, Schule und Sport. Ich stehe auf zweikommazwei, will jetzt aber auf einskommaneun kommen."
Der kleine, rundwangige René hat da noch Nachholebedarf: „Zweikommaacht. Das ist nicht gut. Herr Weise hat gesagt, wir müßten wenigstens auf zweikommafünf gelangen. Und Mutti meint: ‚Du mußt eben mehr für die Schule tun!' Deshalb sitze ich oft noch über meinen Hausaufgaben, wenn die anderen schon trainieren. Was ich dort versäume, hole ich dann allein nach auf meinem Rad. Denn der Radsport ist mein Hobby..." Seine Stirn ist glatt geblieben beim Reden, meine hingegen gerunzelt. Dem Jungen muß das aufgefallen sein, er setzt einen optimistischen Schlußpunkt: „Das schaffe ich aber. In Mathe und



„So bissel hinten..."

Physik habe ich mich schon verbessert." Na, wer sagt's denn!
So sorgen Schule, Sport, Trainer und Freunde, Eltern und Lehrer in einer Front für Rückenwind.
Jan berichtet: „Mit meinem ersten Übungsleiter – Reinhard Schmidt aus Brandenburg – schreibe ich mich noch immer. Ihm schickte ich mal mein Halbjanreszeugnis. Da schrieb er wieder, wenn ich weiterkommen wolle, müsse die Drei da weg, in Rechtschreibung. Nun ist sie weg."

Seine Schularbeiten erledigt Jan vor oder gleich nach dem Training, oft in Gesellschaft: „Wir helfen uns gegenseitig, mein Freund Thomas und ich. Der segelt nämlich. Weiß er etwas nicht, helfe ich ihm. Oder er mir, wenn ich mal was nicht weiß."
Die Radsportbesessenen bauen also nicht ab im Schulunterricht, sondern legen einen Zahn zu. Trotz hoher physischer und zeitlicher Belastung. Oder gerade deshalb? Ging das nicht doch dem einen oder anderen hier oder dort mal richtig gegen den Strich? „Nein, überhaupt



nicht!", lehnt Volker entschieden ab. „Eigentlich noch nicht", schränkt Frank ein. Und „. . . ja, wenn's so ganz hart wird", gibt Jan zu. René offenbart: „Wenn mal ein bißchen ‚rumgemeckert' wird oder wenn es recht streng zugeht, dann ja."
Dabei „meckern" die eigentlich gar nicht herum, Major d.R. Werner Weise, sein vierköpfiges Übungsleitergespann erfahrener Radrennsportler – Grenzsoldaten – und ihre Helfer. Aber zu Güte und Geduld gehört auch eine Portion Strenge, um dreißig quicklebendige kleine Straßenbolzer zusammenzuhalten, ihre Aufmerksamkeit auf das sportliche Ziel zu konzentrieren, die Fahrer zu achtsamem Umgang mit Sportgerät und Ausrüstung zu erziehen.
Der einundvierzigjährige Wladimir Prix kann es bestätigen. Er und seine Familie gehören zum Blankenfelder Radsportstamm. Sohn Michael hat sich mit Mutter Gerdas Zutun zu einem hoffnungsvollen Jugendfahrer entwickelt. Der Vater widmet seine Freizeit seit Jahr und Tag dem Instandsetzen des Rennmaterials. Er tut es gern. Ärgert sich nur und „meckert" vielleicht auch, wenn einer zu unsachgemäßer Selbsthilfe gegriffen hat, dann nicht mehr weiter weiß und sein Rad dem Mechaniker vorstellt: Repariert mit Hammer und Meißel, kaputtgebaut. . .
Auf dieser Strecke also haperts noch bei Werner Weises Jungen. Aber das ist kein Beinbruch. Wohl die meisten lernen erst das Radeln, bevor sie ans Ölen der Kette denken.
Alles in allem aber sind die Blankenfelder ein junges Kollektiv, das in Bewegung geraten und vielversprechend ist. Schon viermal „Bestes Trainingszentrum der Grenztruppen der DDR" sind sie geworden. Viele Medaillenerfolge konnten die Kleinen bei Straßen- und Querfeldeinrennen im Bezirk Potsdam für sich verbuchen. Mit ihren Talenten Prix und Lehmann, Bötticher und Fibian erwarben sie sich einen guten Ruf über die Bezirksgrenzen hinaus.
Sie fuhren taktisch klug, wie das heute der kleine Jan Claus mit seinen Sportfreunden auch schon versucht und mir verrät: „So bissel hinten, ein wenig sich schonen. Daß man dann noch Kraft zum Endspurt hat. . ."



. . . zu achtsamem Umgang mit Sportgerät und Ausrüstung zu erziehen . . .

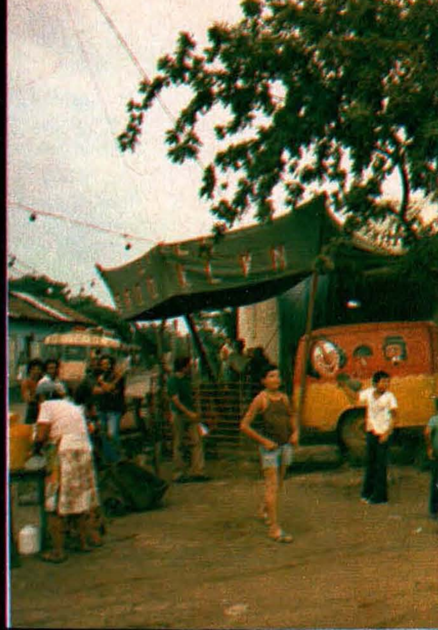
* * *

Daß ich es nicht vergesse: Der eine, der sich schämt, weil ihm kein Zehntel zur glatten Eins in der Schule fehlt, ist natürlich längst wieder heimgekehrt aus Limbach-Oberfrohna. Als Siebenter im Kampf eines Feldes von achtundneunzig jungen Lizenzfahrern um den Pionier-Pokal. . .

Oberstleutnant Heiner Schürer
Fotos: Manfred Uhlenhut







Eintritt frei für Companeros

Der Zirkus heißt Brooklyn, obwohl er ziemlich ärmlich aussieht. Aber ausländische Namen klingen eben immer zugkräftig im Manegengewerbe. Der Lautsprecher des Zirkus läßt sein Gekrächze durch die Gassen der nikaraguanischen Stadt Tipitapa erschallen. Die Akustik in den Straßen mit den flachen ziegelgedeckten Holz- und Lehmhäusern ist miserabel. Die Stimme des Sprechers aber klingt sympathisch. Der Clown, der mit seinen werbenden Witzen groß und klein anlockt, heißt Salvador (Bild links, 1. v. l.), und dieser Name ist echt. Salvador Romero, ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, ist der Hauptakteur im einzigen Zirkus von Nikaragua. Er holt sich Scharen von Kindern zu lustigen Spielen in die Arena, er treibt die üblichen Possen mit dem Ansager, er malträtiert die Gitarre wie ein ausgeflippter Rockmusiker, und er hilft auch mal aus, wenn eine Trapezartistin mittels Seilrolle zur Zirkuskuppel befördert werden muß. Auch geschäftlich hat er das erste Wort in diesem Familienunternehmen. Seine Anordnung lautet: Für Companeros in Uniform ist der



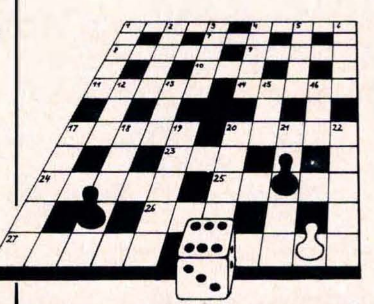




Eintritt frei. Denn der Clown Salvador ist selbst ein Kämpfer der sandinistischen Befreiungsbewegung gewesen.
Eigentlich kann sich der Zirkus Brooklyn solche Großzügigkeit gar nicht leisten. Denn bisher haben die Einnahmen nicht hin und nicht her gereicht. Der Rundbau ist nur zu zwei Dritteln mit Zeltbahn bedeckt. Die Zuschauertraversen sind mit ungehobelten Brettern belegt. Die Artisten müssen sich draußen in einem Wohnzelt umziehen und kommen in der Regenzeit wie begossene Pudel in der Manege an. Die Scheinwerfer sind nur mit ein paar Hundert-Watt-Birnen bestückt. Solange die Somozadiktatur herrschte, hatten die Romeros immer wieder Rückschläge erlitten. Niemand unterstützte das Unternehmen. Es war 1971 von nikaraguanischen Artisten, die es satt hatten, immer nur für durchreisende ausländische Zirkusse aus Mexiko oder Kolumbien zu tingeln, gegründet worden. Die Romeros mußten hohe Steuern zahlen. Und in jedem Ort, wo sie ihr Zelt aufschlagen wollten, verlangte der Standortchef von Somozas Nationalgarde außerdem einen „Sicherheitsbetrag". Unter tausend Cordoba, das sind fast fünfhundert Mark, war seine Gunst nicht zu haben. Den schlimmsten Rückschlag erlitt der Zirkus 1977 in dem kleinen Ort Chantalles. Damals gehörten noch zwei Löwen zu ihrem Besitz. Dompteur war der Alleskönner Salvador. Eines Tages gingen in der Vorstellungspause einige Gardisten zu den Käfigen. Trotz Warnung reizten sie die Tiere, um ihren Mannesmut zu zeigen, den sie sonst im Terror gegen die Bevölkerung abreagierten. Da schlug einer der Löwen seine Pranke durch die Gitterstäbe und riß einem Gardisten die Uniform und den Arm auf. Der Ortskommandant ahndete den Vorfall auf seine Weise: Er ließ die Löwen erschießen.
Als die Stunde der Befreiung schlug, nahm auch der Clown Salvador ein Gewehr. Mit einem Partisanentrupp marschierte er bis in die Hauptstadt Managua. Das ganze Land war noch vom Siegesjubel erfüllt, da kehrte Salvador schon zu seinen Leuten zurück. Der Zirkus Brooklyn spielt wieder. Die Regierung des Nationalen Wiederaufbaus verlangt keinen Centavo Steuern. Sie will sogar den Ausbau des Zirkus unterstützen, denn er ist ein Stück nationaler Kultur. Nur mit seinen Companeros aus der Kampfzeit hat Salvador manchmal ein Problem. Sie bestehen darauf, ihr Eintrittsgeld zu bezahlen. Da fragt der Clown bisweilen, ob er wieder zu seinem Gewehr greifen müsse, und er eskortiert sie persönlich an der Kasse vorbei auf die Ehrenplätze an der Manege.
Peter Jacobs
Fotos: Thomas Billhardt

Waagerecht: 1. Singvogel, 4. Hauptgestalt russ. Märchen, 7. deutscher Rechenmeister, 10. mittelital. Stadt, 13. nord. Vogel, 14. Verkaufsstelle, 15. Baumteil, 16. Schweizer Mathematiker des 18. Jh., 17. Vorzeichen, 19. Angehöriger der ehemals herrschenden Kaste in Peru, 21. älteste latein. Bibelübersetzung, 22. Blutader, 23. trop. Hirseart, 25. Flüßchen im Harz, 26. Elbenebenfluß, 29. Grundbestandteil, 32. Seil, 35. Schwimmvogel, 36. Verpackungsgewicht, 37. Fragepunkt, 39. nordostfranz. Stadt, 40. schwed. Name einer Stadt in Finnland, 42. Fischbein, 45. Zeitmesser, 47. Pädagoge, 49. Mündungsarm des Rheins, 50. griech. Buchstabe, 52. Kinderspielzeug, 55. Gebiet in Marokko, 56. Sinnesorgan, 57. Haltetau der Gaffel, 58. Sportboot, 59. Spitzname für Schiffsjunge, 60. Laubbaum, 62. mittelasiat. Fluß, 64. Einspruchsrecht, 66. gezogener Wechsel, 67. Rundbau, 70. Oper von Lortzing, 71. Fett von der Bauchwand des Schweins, 74. Nichtfachmann, 78. Faden aus Tierdarm für chirurg. Zwecke, 81. Schwur, 83. Hafenstadt in der SRV, 85. nord. Göttergeschlecht, 86. elektr. Maschine, 87. Futterpflanze, 88. Speisefisch, 89. jugosl. Stadt, 91. Freund und Mitarbeiter von Karl Marx, 93. Wandgestell, 97. ehemal. burgund. Königreich, 100. Nachtschattengewächs, 102. das zum Handeln Drängende, 106. Ablehnung, 108. Schabeisen der Kammacher, 109. jugosl. Insel, 110. Flußbezeichnung, 111. Zierpflanze, 112. Zusammenstellung, 113. Romangestalt bei Erik Neutsch, 115. chem. Element, 116. Sportboot, 118. Gestalt aus „Arabella", 121. Lebensgemeinschaft, 123. Titelgestalt eines Jugendbuches von Alex Wedding, 125. Merkbuch, 128. Vorname einer Romangestalt Strittmatters, 129. trop. Klettervogel, 131. Segelstange, 132. rumän. Stadt, 134. Hauptmasse, 136. span. Schriftstellerin, gest. 1950, 138. Wut, Zorn, 141. franz. Maler des vor. Jh., 143. Strom in Westafrika, 146. chem. Element, 147. Eile, 149. Zitatensammlung, 150. Geschenk, 152. dt. Erzähler, gest. 1910, 153. Roman von Lem, 155. Hochland zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, 157. Holzstäbchen zum Verschließen der Wurstenden, 158. Nordwesteuropäer, 159. Hunnenkönig, 160. Fluß in Schottland, 161. chem. Element, 162. Betreuer, 163. südamerikan. Hauptstadt, 164. regelmäßig eine große Schiffahrtslinie befahrendes Schiff.

Senkrecht: 1. Hautflügler, 2. milit. Dienstgrad, 3. Gesichtsmaske, 4. Tafelgemälde, 5. engl. Bier, 6. Altberl. Original, 7. Erntezustand, 8. Donaunebenfluß, 9. großer Raum, 10. Pflanzenteil, 11. gazeartiges, leichtes Gewebe, 12. edles Reitpferd, 18. Gewässer, 20. Dichtungsmasse, 24. mohammedan. Titel, 27. Stahlplatte mit Versteifungen, 28. Dramenheld Shakespeares, 30. Erfrischung, 31. Maschinenelement, 33. engl. Titel, 34. Musikzeichen, 36. Brennstoff, 38. Schutt- oder Schlammstrom im Hochgebirge, 41. Hauptstadt des Libanon, 43. Gift- und Heilpflanze, 44. Frist, Zeit, 46. Drüsenwirkstoff, 47. Stadt in der Nordwestschweiz, 48. größte persönl. Bereitschaft, 49. Flüssigkeitsmaß, 51. trop.-subtrop. Pflanze, 53. deutscher Dichter der bürgerl. Aufklärung, 54. Rücksicht, Achtung, 61. Stütze, 63. Erdatmosphäre, 65. Soße, 68. Schwanzlurch, 69. arab. Segelboot, 72. größter norweg. Dramatiker, 73. ärztl. Instrument, 74. Gestalt aus „Die Fledermaus", 75. Kampfbahn, 76. Stockwerk, 77. franz. Strom, 79. Feingebäck, 80. dunkelbraune, natürl. Erdfarbe, 82. Ausstellung in Erfurt, 84. Kanton der Schweiz, 88. kleines Krebstier, 90. Gestalt aus „Glückliche Reise", 91. lockeres Staatenbündnis, 92. Bild, 94. Laut, 95. Bezirk der DDR, 96. Wendekommando, 98. Liebschaft, 99. weibl. Vorname, 101. runde Pfanne, 102. mongol. Viehzüchter, 103. Rennpferd, 104. span. Ureinwohner, 105. kleines Boot, 107. Weißwal, 114. Wüstenform, 117. Stadt auf Honshu, 119. europ. Währung, 120. Zeitgeschmack, 122. Nagetier, 124. Volk in Afrika, 126. ethischer Begriff, 127. Staatsoberhaupt der ehemaligen Republiken Venedig und Genua, 130. Stadt an der Elbe, 132. oberägypt. Ruinenstätte, 133. Beginn, 135. Elbenebenfluß, 137. Gestalt aus „Eugen Onegin", 139. Eigenschaftsänderungen eines Metalls, 140. deutscher Botaniker, gest. 1930, 142. DDR-Schauspieler und Regisseur, 144. Gewebe, 145. Teil des Eßbestecks, 146. Heilpflanze, 148. Bühnentanz, 151. Marizanebenfluß, 154. Satz, Serie, 156. Kalifenname.



Preisfrage

Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich die Bezeichnung für ein festes Band, das die Angehörigen der sozialistischen Armeen miteinander verbindet. Wie heißt es? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 03. 5. 1980. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 5/80.

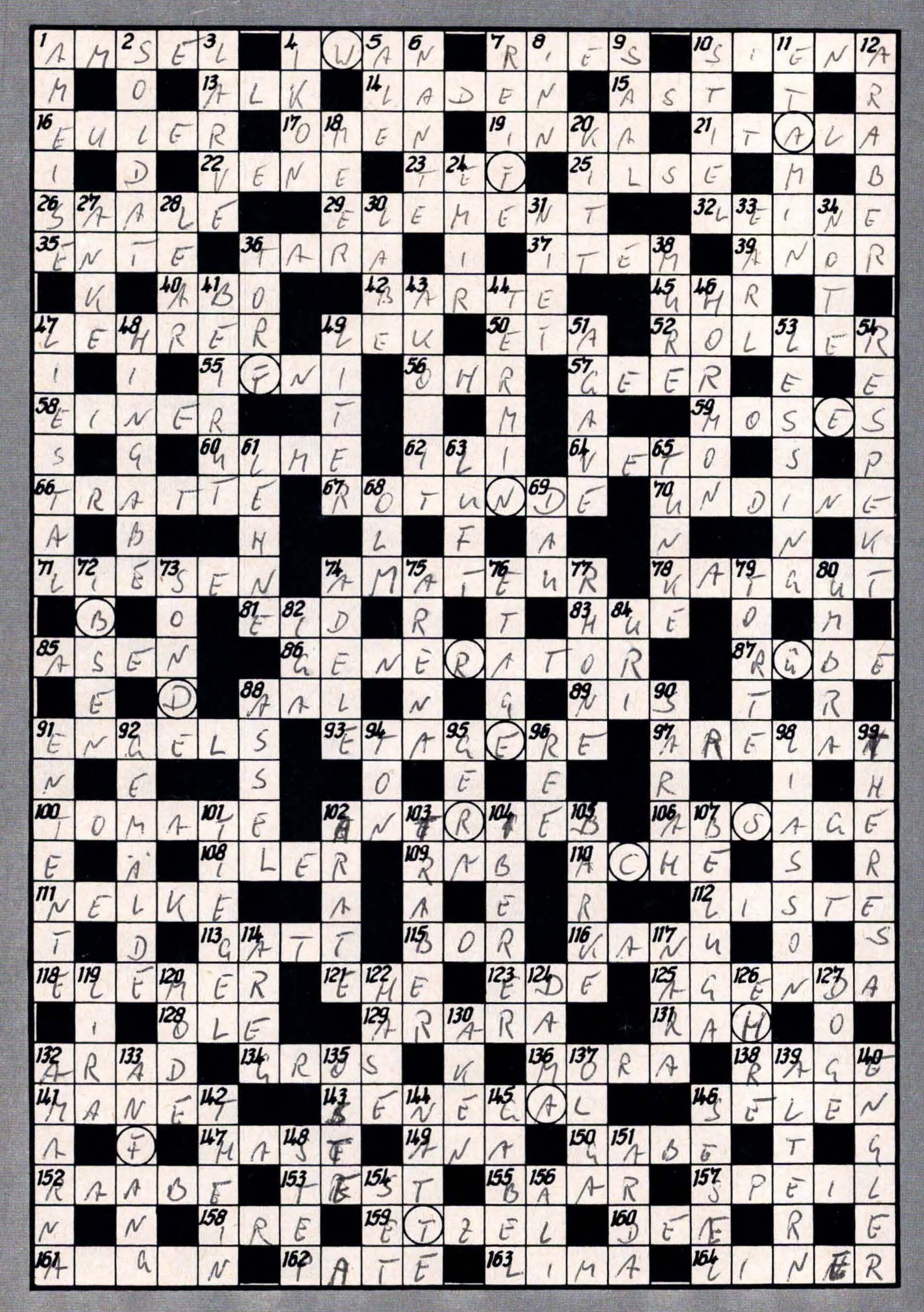
Auflösung aus Nr. 3/80

Preisfrage: *Die richtige Antwort auf die Preisfrage lautet: Truppenluftabwehr. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Tartan, 5. Altar, 9. Massel, 13. Marone, 15. Barren, 17. Primas, 18. Kantate, 19. Rennen, 20. Rest, 22. Paul, 24. Riesa, 27. Kate, 29. Teil, 31. Orade, 34. Tana, 36. Anis, 37. Asam, 39. Neper, 40. Hege, 42. Aken, 43. Bank, 45. Leim, 48. Senn, 50. Psi, 52. Bogenlampe, 54. Ondulation, 56. Ade, 57. Nis, 59. Ole, 60. Marengo, 65. Eriesee, 68. Bug, 69. Rom, 70. Kantine, 72. Arara, 75. Antenne, 77. Ora, 78. Ase, 80. Betrag, 81. Taster, 82. Ast, 84. Tef, 86. Anstalt, 88. Tegel, 90. Schenke, 91. Ehe, 92. Lee, 93. Knaster, 96. Leonard, 100. Uri, 102. Arm, 104. Lei, 105. Kandelaber, 106. Abonnement, 107. Gen, 109. Sake, 112. Riss, 115. Heer, 117. Keim, 119. Taxe, 120. Ebene, 121. Kris, 122. Kama, 124. Bete, 126. Emile, 129. Dill, 131. Bene, 132. Emmen, 135. Lien, 137. Trab, 139. Esther, 140. Negligé, 143. Lehnin, 144. Malaga, 145. Gerber, 146. Dessin, 147. Klier, 148. Stunde.*

Senkrecht: *1. Tapir, 2. Reise, 3. Amara, 4. Nase, 5. Ana, 6. Lende, 7. Abart, 8. Rat, 9. Meru, 10. Anelo, 11. Senta, 12. Linde, 14. Oktan, 16. Repin, 21. Skala, 23. Alibi, 25. Irak, 26. Stan, 28. Tank, 30. Earl, 32. Ries, 33. Dien, 35. Opus, 38. Seeger, 41. Gebiss, 42. Album, 43. Belag, 44. Name, 46. Endo, 47. Maler, 49. Nante, 50. PEN, 51. Ios, 53. Adobe, 55. Ulema, 58. Inka, 61. Agamemnon, 62. Enteritis, 63. Agar, 64. Aras, 66. Edelstein, 67. Eindecker, 71. Nagel, 73. Raute, 74. Ratte, 76. Notec, 77. Oka, 79. Elf, 83. Step, 85. Elle, 87. Terra, 89. Geer, 90. Selen, 93. Kokos, 94. Arnika, 95. Euler, 97. Einer, 98. Akelei, 99. Datum, 101. Ibis, 102. Arg, 103. Man, 104. Loge, 108. Ewer, 110. Atem, 111. Exil, 113. Irade, 114. Seal, 115. Hebe, 116. Ester, 117. Krim, 118. Isle, 123. Minna, 125. Enter, 126. Elend, 127. Iltis, 128. Elemi, 130. Legal, 131. Beige, 132. Ebert, 133. Manon, 134. Nonne, 136. Iran, 138. Ales, 141. Egk, 142. Ger.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





Juri Saizew, UdSSR
Triumph der Kosmonautik, Lithografie

Man kann wohl kaum von einer Tradition sprechen, wenn zum zweiten Mal die Bildkunst eines Aprilheftes dem Tag der Weltraumfahrt gewidmet ist. Es könnte jedoch eine werden, gehört doch der Vorstoß des Menschen in das Weltall zu den bedeutendsten Leistungen unseres Jahrhunderts, was bereits auf vielfältige Weise seine Widerspiegelung in den Künsten gefunden hat. Auch die bildende Kunst bildet dabei keine Ausnahme.

Juri Saizew stellt in seiner Lithografie verschiedene Momente der Eroberung des Kosmos vor.

Um, wenn auch nicht alle, so doch möglichst viele unterschiedliche Aspekte der Raumfahrt und ihrer Entwicklung erfassen zu können, wählte Saizew die Technik der Montage. Er kombinierte verschiedene Gegenstände, Symbole, Schemata und schiebt sogar landschaftsähnliche Bilder ein. Daß er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftsträume in einem Bild vereint, also Zeit- und Raumebenen bewußt sprengt, erscheint einem bei diesem Thema nicht einmal als ungewöhnlich.

Da ist der aufwärtsschwebende Kosmonaut, der sofort ins Blickfeld gerät. Er hat die Grenzen der Erdanziehung durchbrochen und bewegt sich frei im All. Den Eindruck des Schwebens erzeugt der Künstler, indem er die Körperachse leicht in die Diagonale verschiebt und weit hinter ihm die gewölbte Erdkugel zurückbleibt. So wird jegliche Illusion beseitigt, daß dieser Mensch noch auf der Erde stehen könnte und die Hand vielleicht zu einem Abschiedswinken erhoben hat. Der emporgestreckte Arm ist vielmehr ein Zeichen des Triumphes, der schwebende Kosmonaut ein Symbol für die geistigen Fähigkeiten des Menschen und seine Schöpferkraft.

Zugleich zeigt Juri Saizew, daß die Entwicklung bis zum unmittelbaren Vorstoß des Menschen ins Weltall langwierig und kompliziert war. Schemenhaft wird neben dem Körper des Kosmonauten das Antlitz Konstantin Ziolkowskis sichtbar. Dieser russische Mathematiker, der bereits seit 1883 Arbeiten über Probleme der Raketentechnik und Raumfahrt veröffentlichte, wird heute als Vater der modernen Raumfahrt angesehen. Das von ihm entwickelte und berechnete Schema eines Rückstoßapparates, das die Grundlage für den Start und die Fortbewegung einer Rakete bildet, wurde vom Künstler in den linken unteren Teil der Grafik aufgenommen.

Weitere Flugkörper verweisen auf die Entwicklung der Raumtechnik. Eine einmotorige Flugmaschine erinnert an erste erfolgreiche Flugversuche. Die gewaltige Wostokträgerrakete zeigt den riesigen Entwicklungssprung, den die Menschheit im Verlaufe eines reichlichen halben Jahrhunderts vollzogen hat. Raumsonden, wie eine im rechten oberen Bildteil dargestellt ist, dienen der Erkundung des Mondes. Er und die Planeten des Sonnensystems werden auf diese Weise noch viele ihrer Geheimnisse preisgeben müssen. Es sind wirkliche Triumphe der Kosmonautik, von denen der Künstler hier berichtet.

Die Grafik spricht in erster Linie den Verstand und die Kenntnisse des Betrachters an. Sie aktiviert bereits Vorhandenes, gibt Denkanstöße, vermag jedoch kaum, Erlebnisse zu vermitteln. Der Künstler bleibt mehr oder weniger bei einer bildhaften Aufzählung unterschiedlicher Aspekte, die die Entwicklung der Raumfahrt betreffen. Diese verbindet er grafisch geschickt miteinander. Es wird jedoch auch offensichtlich, daß hier ein Thema angegangen wurde, das noch vielen Künstlern in Zukunft ein breites Gestaltungsfeld bieten wird.

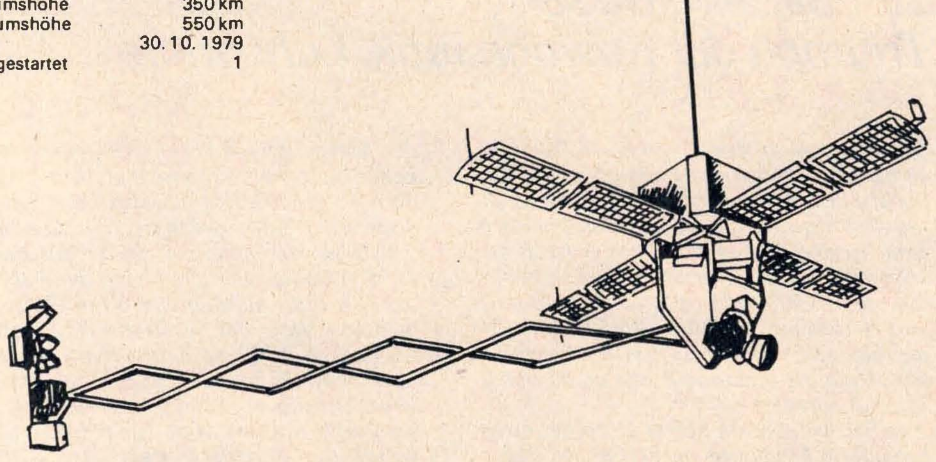
Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Heinz Korff

Forschungs-Satellit Magsat (USA)

Technische Daten:

Max. Körperdurchmesser	0,77 m
Länge des Hauptkörpers	1,64 m
Spannweite der Solarzellenflächen	3,40 m
Umlaufmasse	180 kg
Bahnneigung	97°
Umlaufzeit	93,8 min
Perigäumshöhe	350 km
Apogäumshöhe	550 km
1. Start	30. 10. 1979
bisher gestartet	1

Der Meßsatellit Magsat dient der Untersuchung des Erdmagnetfeldes. Mit seiner Hilfe will man eine Karte des irdischen Magnetfeldes aufstellen. Zur Instrumentierung gehören zahlreiche spezielle Meßgeräte, darunter zwei Magnetometer an einem Scherenausleger von 7,2 m Länge.



Panzer M 48 A2 G A2 (USA/BRD)

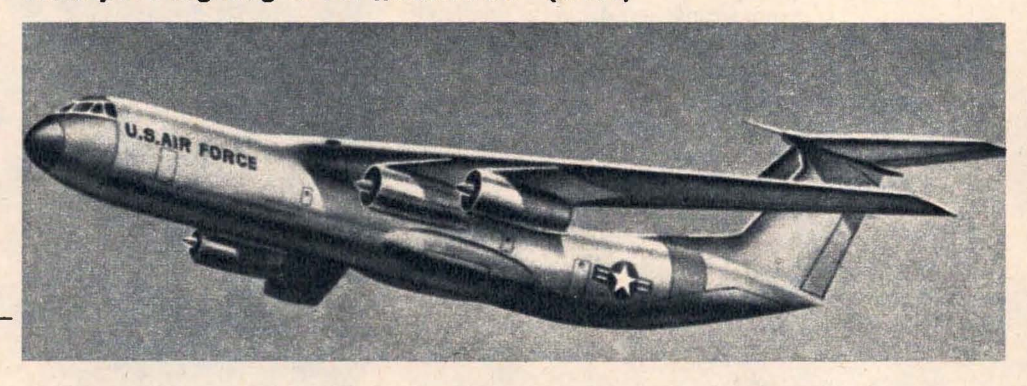


Taktisch-technische Daten:

Masse	45,6 t
Gefechtsmasse	47,8 t
Länge	9,35 m
Breite	3,63 m
Höhe	2,90 m
Überschreitfähigkeit	2,59 m
Watfähigkeit	1,22 m
Kletterfähigkeit	0,91 m
Bewaffnung	Kanone 105 mm L 7 A 3; 2 MG je 7,62 mm
Kampfsatz	
im Kampfraum	22 Granaten; 2500 Patronen
im Turm	24 Granaten; 2250 Patronen
Besatzung	4 Mann

Dieses Fahrzeug ist eine BRD-Modifikation des US-Panzers M 48 A 2. Rund die Hälfte der mehr als 1200 Maschinen, die in der Bundeswehr noch eingesetzt sind, werden von der Firma Wagmann in Kassel umgerüstet. Der Kampfwert wird vor allem durch den Einbau der britischen 105-mm-Panzerkanone – die auch im Leopard 1 anzutreffen ist – gesteigert. Verändert wurde auch die Kommandantenkuppel. Zur Ausrüstung gehören ferner ein Bildverstärker-Fahrperiskop für Kommandanten und Fahrer sowie ein passives Ziel- und Beobachtungsgerät für Kommandaten und Richtschützen.

Transportflugzeug C-141 „Starlifter" (USA)

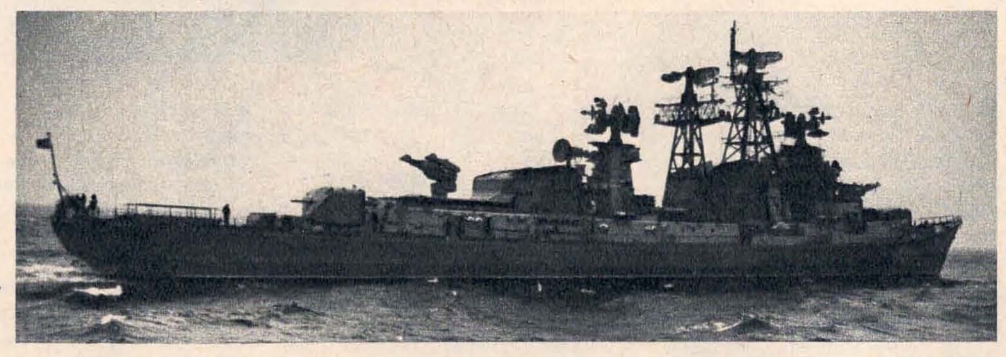


Taktisch-technische Daten:

Startmasse	143600 kg
Nutzmasse	43500 kg
Länge	44,2 m
Spannweite	48,75 m
Höhe	12,4 m
Höchstgeschwindigkeit	910 km/h
Reichweite	6400 km
Reichweite mit max. Kraftstoffvorrat	11400 km
Kraftstoffvorrat	89300 Liter
Startstrecke	1720 m
Triebwerke	4 ZTL TF 33-P-7 zu je 94,3 kN (9526 kp)
Transportmöglichkeit	154 Soldaten oder 80 Verwundete auf Tragen oder 123 Fallschirmspringer
Frachtraum	185 m³
Besatzung	4 Mann

Dieses strategische Langstreckenflugzeug vom Lockheed-Konzern dient der US-Armee für Versorgungs-, Nachschub- und Mannschaftsflüge. Es gibt zwei Typen: C 141 A (Foto) und C-141 B. Letztere ist die Modifizierung der ersten Serie, besitzt einen 7 m längeren Rumpf und einen um 60 m³ vergrößerten Frachtraum. Alle C-141 B sollen in der Luft nachzutanken sein. Da „Starlifter" den Anforderungen nicht voll entsprach, wird seit 1968 die Maschine nicht mehr produziert, wohl aber noch eingesetzt.

U-Jagdfregatte „Obraszowoi" (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Verdrängung	6000 ts
Länge	145 m
Breite	15 m
Tiefgang	5,5 m
Antrieb	Gasturbinen/ Dieselmotoren
Maschinenleistung	73550 kW (100000 PS)
Geschwindigkeit	37 kn
Bewaffnung	2 Zwillingsstarter für Fla-Raketen; 4×76-mm-Geschütze in Zwillingstürmen; 5 UAW-Torpedorohre; 2×12rohrige und 2×6-rohrige reaktive Wasserbombenwerfer

Die Hauptaufgabe der U-Jagdfregatten des Typs Slavny, zu der auch die „Obraszowoi" gehört, ist die Bekämpfung von Unterwasser- und Luftzielen. Charakteristisch sind der ausfallende Vorsteven, der relativ große Deckssprung, der langgezogene Aufbau mit den schräg zueinanderstehenden Abgasschächten und die beiden Gittermasten. Wie alle modernen Kampfschiffe ist auch diese Klasse mit umfangreichen elektronischen Ausrüstungen versehen, zu denen Funkmeß-Rundsichtanlagen für die See- und Luftraumüberwachung, Funkmeß-Feuerleitanlagen und Navigationsmeßanlagen gehören. Mitte der siebziger Jahre wurde die Kampfkraft dieser Schiffsklasse durch die Ausrüstung mit Schiff-Schiff-Raketen und kleinkalibrigen Fla-Waffen weiter verstärkt.

Es war am vierten Tag des neuen Jahres, als acht Grenzsoldaten des Otto-Nelte-Truppenteils vor einer ganz und gar unmilitärischen Aufgabe standen – sie sollten für die AR ein Interview führen. Im TiP, dem Theater im Palast, wurden sie von der Chefin erwartet. Selbst durch die dicken Uniformjacken meinte man das Herzklopfen der Genossen zu hören. Nun, man darf es getrost als einen Höhepunkt seiner kurzen militärischen Laufbahn ansehen, wenn man einer Künstlerin gegenübersteht, die in Sibirien und Mexiko, in Ungarn und Finnland, in großen Konzertsälen und im Klassenzimmer einer Berliner Vorortschule ihr Publikum hat, wenn man Gast einer Genossin ist, die das Kulturleben unseres Landes seit Jahren bereichert und prägt. Aber die liebenswürdige Freundlichkeit der Gastgeberin taute schließlich auch den Verlegensten auf, und man kam schnell ins Gespräch mit

Vera Oelschlegel

Genossin Oelschlegel, unsere guten Wünsche haben wir bereits mit dem Dankeschön für die freundliche Einladung angebracht und fragen nun Sie: Was wünschen Sie, was erwarten Sie vom gerade angebrochenen neuen Jahrzehnt?

Das ist sehr einfach zu beantworten – ich wünsche mir vor allem Frieden. Euch muß ich nicht erklären, welche riesigen Möglichkeiten uns offenstehen, wenn der so sehr erkämpfte Frieden erhalten bleibt.

Sie sind eine vielseitige Künstlerin. Man kennt Sie als Theaterschauspielerin, hat Sie in Filmen gesehen, was leider schon lange her ist; man kann Sie in Chansonkonzerten erleben und Ihre Schallplatten hören.

Ja, vier Langspielplatten sind es inzwischen.

Aber zur eigentlichen Frage: Welche künstlerische Ausdrucksform ist Ihnen die liebste? Fühlen Sie sich mehr zur Gestalterin von Menschen und ihren Schicksalen berufen, oder ist das Lied Ihr Lieblingskind?

Zwischen beiden Gestaltungsformen sehe ich keinen Widerspruch. Und – wenn ich das eine so sehr lieber machen würde, ließe ich das andere. So aber nutze ich verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten, um mitzuteilen, was ich für überdenkenswert oder für vergnüglich oder einfach für anregend halte.

Wir bewundern Sie sehr als Sängerin des politischen Liedes. Im Repertoire unserer Soldaten-Singeklubs nimmt es naturgemäß den wichtigsten Platz ein. Darum ist es für uns nützlich zu erfahren, welche Maßstäbe Sie an das politische Lied unserer Zeit legen.

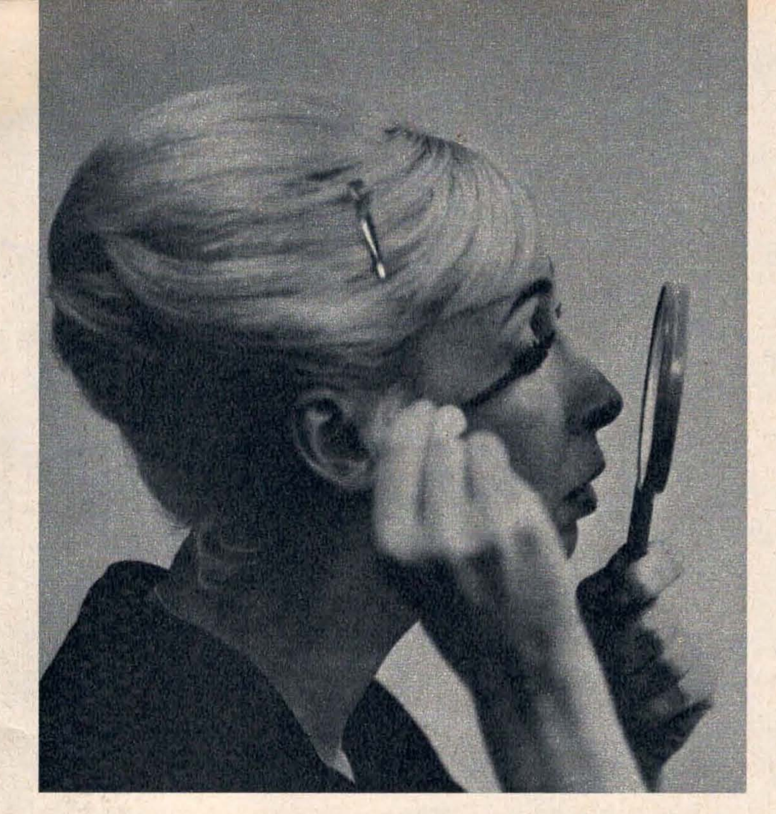
Es soll mit den Mitteln des Liedes, also auf poetische Weise, solche Probleme aufgreifen, die wirklich auf der Tagesordnung stehen, über die man spricht. Und so soll es eingreifen in die Klassenkämpfe unserer Zeit. Dieser Ausdruck scheint mir übrigens genauer, als wenn man nur von den Kämpfen unserer Zeit spricht. Natürlich darf keiner die Illusion haben, das politische Lied könne das erreichen, was die praktische Politik in diesem oder jenem Punkt nicht erreicht hat. Das kann



Kunst überhaupt nicht. Kunst kann nur an der Seite ihrer Klasse stehen und mit ihr und für sie streiten. Und das kann auch das Lied, wenn es gut ist und nicht im Gehörgang steckenbleibt, sondern den Verstand und das Herz erreicht. „Venceremos" ist so ein Lied.

Genossin Oelschlegel, könnten Sie uns Ihr künstlerisches Anliegen, Ihr Wollen und Suchen als politisch profilierte Künstlerin kurz benennen?

Ich kann es nicht, ohne euch ein Wort über die Funktion der Kunst überhaupt zu sagen. Jahrhundertelang war sie Ausdrucksmittel hauptsächlich der Neinsager, derer also, die nur sagen konnten, wie die Gesellschaft nicht sein soll, in der sie lebten. Denkt an Heine. Er, ein Zeitgenosse von Marx, sah zwar die Möglichkeiten einer kommunistischen Gesellschaft. Aber die miserablen politischen Verhältnisse seiner Zeit boten wenig Hoffnung. Und so flüchtete er sich in seiner Verzagtheit ins Romantische. Ihr wißt, im Sozialismus unterscheidet sich auch die Kunst von der aller vorangegangenen Gesellschaftsordnungen. Sie ist konstruktiv. Sie zeigt Wege und Möglichkeiten, die Welt zu verändern. In der arbeitsteiligen sozialistischen Gesellschaft haben die Künstler die Pflicht, zu zeigen, wie schön und reich das Leben sein kann. Wer zum Beispiel acht Stunden lang an einer lauten Stanzmaschine steht oder als Soldat hart genug sein Waffenhandwerk erlernt, wie soll der wissen, daß gerade dieses Bild oder jenes Lied, dieses Buch oder jenes Theaterstück für ihn gut sein kann? Man muß also seine Lust an der Kunst wecken. Und seine Phantasie muß man wekken. Phantasie ist eine Produktivkraft; Lenin sprach einmal davon, daß der Mensch seine Träume haben muß. Wenn wir Marxisten also sagen, daß die Welt veränderbar ist, dann braucht es dazu Phantasie. Und der Künstler kann das aussprechen, was der andere noch unklar träumt, kann es in Formen bringen, die dann Lied oder Roman oder Theaterstück heißen mögen. So kann er zu Erkenntnis und Lebensgenuß verhelfen. Und noch eins: Ihr seid unsere Soldaten und wißt, es gibt nur zwei Möglichkeiten – den



Sozialismus oder den Rückfall ins Barbarentum. Ich sprach vorhin nicht von ungefähr von den Klassenkämpfen unserer Zeit. Dazu braucht man Klarheit, Optimismus und Mut. Dies befördern zu helfen, ist auch meine Aufgabe.

Um ein Wort von Ihnen aufzugreifen – woher nehmen Sie Ihren Optimismus?

Ich denke, drei Dinge sind absolut lebenswichtig, nämlich daß man im persönlichen Leben glücklich ist; das bin ich. Daß man gute Freunde hat; die hab' ich. Und daß man schließlich an seiner Arbeit Freude findet und sie einem gelingt; auch das trifft für mich meistens zu. Nun bin ich beileibe kein weiblicher Hans im Glück. Aber es gerät mir doch vieles gut, was ich mir vornehme. Zum anderen – wie könnte ein Kommunist pessimistisch sein? Natürlich, auch ich habe mitunter eine Mordswut über allerlei Dummheiten, die so fabriziert werden. Und zornig werden kann ich durchaus, wenn es sich um Ernstes handelt, nie jedoch pessimistisch. Wer ganz klar weiß, wo es lang geht und wofür man das Seine gibt, wie sollte der nicht Optimist sein?

Was schätzen Sie an der Jugend, an uns also, und was mißfällt Ihnen?

Die Jugend ist nicht nur die Hoffnung, sondern die Zukunft eines Volkes. Und so gesehen habe ich ein gutes Gefühl. Denn ich schätze an unserer Jugend, daß sie sehr bewußt heranwächst, sich bewußt ist ihrer Möglichkeiten und Aufgaben. Ich weiß, daß die Mehrheit unserer Jugend Achtung vor den älteren Generationen hat und daß sie die guten Erfahrungen der Alten mitnimmt in ihr eigenes Leben, wenn auch manchmal unter Protest! Ich bin da im Bilde, und denkt nicht, wir wären anders gewesen. Ein paar Fläze und Rowdys gibt es immer, und über die ärgere ich mich wie ihr wahrscheinlich auch. Aber die sind nicht unsere Jugend, nach der ihr mich gefragt habt.

Dürfen wir gleich mal ganz „jugendgemäß" bleiben: Was halten Sie von Pop-Musik?

Grundsätzlich lehne ich Schlechtes ab. Wenn also Pop-Musik gut gemacht ist, höre ich sie zwischendurch mal ganz gern; vielleicht ein wenig leiser als ihr. In meinem Arbeitszimmer leiste ich mir ab und an Musik von Chopin oder Mozart. Das erheitert mich, bestärkt mich.

In diesem Arbeitszimmer sind Sie als Theaterintendantin anzutreffen. Erklären Sie uns bitte, welches da Ihre Pflichten sind?

Der Intendant prägt vor allem den Spielplan seines Theaters. Ich berate also mit den Dramaturgen und Regisseuren, wähle die Stücke aus, lege den Plan fest. Wie jeder andere Betriebsleiter habe auch ich mich an die Gesetze zu halten, muß die Ökonomie beachten und gut wirtschaften. Und ich leite, gestützt auf meine Parteiorganisation, mein Kollektiv.

Ein Kollektiv zu führen will gelernt sein; diese Erfahrung macht jeder Gruppenführer, jeder Kommandeur in den Streitkräften täglich aufs neue. Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?

Das Wichtigste: Man muß jeden Menschen achten, ihn und seine Möglichkeiten ernst nehmen. Man sollte sich bemühen, die Balance zwischen Emotionalem und Rationalem zu wahren. Ich bin schon sehr froh, wenn meine Mitarbeiter sagen: Du bist immer so ausgeglichen. Bin ich gar nicht, aber ich beherrsche mich, denn man möchte und muß Vorbild sein. Dazu muß man streng sein gegen sich selbst. Ich schone mich nicht auf Kosten anderer; das sollte kein Leiter tun. Man muß fähig sein, jeden gerecht zu beurteilen und zu wissen: Den muß ich ein bißchen schubsen, diesen dagegen bremsen. Und – man sollte jeden, der einem anvertraut ist, gern haben. Überdies muß ein Leiter lernen, sich auch mal entschuldigen zu können, wenn er ungerecht oder verletzend war.

Ist es zu neugierig, wenn wir nach Ihrem Tagesablauf fragen?

Keineswegs. Morgens komme ich ins Theater. Es beginnen Beratun-

gen, Exposés von neuen Stücken werden mir vorgelegt, die Post muß erledigt werden, der Kassenplan ist zu bestätigen. Ich erfahre, ein Schauspieler ist erkrankt; das bringt den Spielplan ins Wanken, und ich muß einen Entschluß fassen. Die Presse ist angesagt, ein Interview wird erbeten wie heute unseres. Und die Zeit läuft. Mir bleibt noch, zweimal um den Palast zu rennen, um die sogenannte frische Luft zu atmen. Dann gehe ich in die Maske, lasse mich schminken, und die Vorstellung beginnt. Nachts verlasse ich das Haus und fahre heim. Hundemüde und doch hellwach, trinke ich noch eine Flasche Bier, dann kann ich wunderbar schlafen. Und morgen ist ein neuer Tag!

Liegt es an dieser großen Arbeitsmenge, daß man Sie so lange nicht im Film gesehen hat?

Hauptsächlich. Unser Theater ist noch keine vier Jahre alt, hat noch nicht die Traditionen wie die anderen Theater der Hauptstadt. Ihr versteht gewiß, daß ich als Intendantin hier mein Hauptfeld sehe. Und dann: Ich arbeite ja schon in drei Berufen, denn das Theaterspielen und die Chansonarbeit sind zwei selbständige künstlerische Bereiche. Die eigene Kraft hat ihre Grenzen und der Tag nur vierundzwanzig Stunden.

Welches Publikum mögen Sie besonders? Haben Sie auch schon vor Soldaten gespielt?

Natürlich; unsere Soldaten sind ein sehr gebildetes Publikum. Am liebsten sind mir die Zuschauer, die nicht vorbelastet, wohl aber vorgebildet und somit aufnahmewillig sind. Man spürt auch genau, ob die Leute im Saal ausgeruht sind. Kurz: Ich liebe ein im doppelten Sinne ausgeschlafenes Publikum.

Haben Sie noch Lampenfieber?

Ja. Es entsteht durch große Konzentration. Es ist nicht so etwas wie Examensangst, denn man kennt ja seine Aufgabe und hat sich nach Kräften vorbereitet. Aber die große Anspannung vor der Vorstellung macht halt noch immer kalte Hände.

Die hatten Sie doch gewiß auch in dem kleinen Fernsehfilm, der über Sie erzählte und in dem man Sie einem Schwimmbecken entsteigen sah. War das nur für die Kamera?

Durchaus nicht, denn ich treibe gern Sport. Schwimmen, Ski laufen, ein wenig Leichtathletik, Gymnastik, sofern die Zeit reicht. Ein Schauspieler muß seinen Körper gut beherrschen.

Eine leidenschaftliche, liebenswerte Jenny Marx läßt uns Vera Oelschlegel im TiP erleben.



Zum Beispiel muß ich wirkungsvoll hinstürzen können, ohne mir gleich die Knochen zu brechen. Auch das richtige Atmen muß trainiert werden; das ist fürs Singen sehr wichtig.

Alles, wovon Sie sprechen, beziehen Sie letztlich auf Ihre Arbeit. Bleibt da noch Raum für irgendwelche Leidenschaften?

Ich habe kein Hobby, denn mein Beruf ist so reich. Ich spielte zum Beispiel in einem Film, in dem ich tauchen mußte. Ehrensache, daß ich mich nicht doubeln ließ. Man probiert neue Rollen, verwandelt sich, durchlebt fremde Schicksale – der Schauspielerberuf, meine Arbeit überhaupt, der Umgang mit Kunst, das sind mir Leidenschaften genug. Ansonsten gebe ich eine recht passable Hausfrau ab; ich koche und backe gern. Vielleicht schreibe ich mal ein Kochbuch. Da könnte ich durchaus phantasievolle und zeitsparende Vorschläge machen.

Könnten Sie sich vorstellen, etwas anderes geworden zu sein als das, was Sie sind?

Daran möchte ich nicht einmal denken! Ich will sein, was ich bin.

Meinen auch Sie, daß man zum Schauspielerberuf geboren sein muß?

Solche Auffassungen halte ich für baren Unsinn. Natürlich braucht man ein starkes Talent. Sehr wesentlich aber sind eiserner Fleiß und Disziplin. Das entscheidet, ob einer was wird. Und drittens muß man in der Lage sein, im entscheidenden Moment die Nerven zu behalten und sich zu besinnen auf das, was man erarbeitet hat. Ihr kennt das doch auch – tägliches Training ist etwas anderes als vielleicht ein Manöver, wo es drauf ankommt; vom wirklichen Gefecht ganz zu schweigen.

Was lesen Sie gerade?

Ich muß regelmäßig theaterwissenschaftliche und kulturpolitische Zeitschriften durcharbeiten, auch neue Stücke. Gegenwärtig lese ich den Roman „Der unbekannte Soldat", den ich auch euch empfehle. Der finnische Autor Väinö Linna schildert darin, wie der einfache finnische Soldat hineingezogen wurde in den dreckigen Krieg gegen die Sowjetunion. Selbstverständlich gehört auch die Tagespresse zu meinem täglichen Lesestoff.



Würden Sie uns noch einige Bücher nennen, die Ihnen in jüngster Zeit wertvoll waren?

Natürlich den „Kippenberg". Der Autor Dieter Noll hat unserem Wunsch zugestimmt, daß sein Roman als Bühnenfassung in unserem Theater inszeniert wird. Görlichs „Anzeige in der Zeitung" hat mich bewegt, „Zwei leere Stühle" von Neutsch solltet ihr lesen, die Memoiren der Hedda Zinner will ich erwähnen und Thürks „Gaukler". Harry Thürk war bei uns im TiP, wie vor ihm und nach ihm viele Autoren.

Lesungen und freimütige Diskussionen mit Schriftstellern, Komponisten und bildenden Künstlern gehören zu unserem Angebot wie Jazz-Veranstaltungen, Liederabende und Schauspielaufführungen. Unser Theater ist technisch hervorragend ausgestattet, das erschließt uns viele Möglichkeiten. Wer die Fernsehaufzeichnung von „Salut an Alle. Marx" sehen konnte, wird es bemerkt haben.

Sie spielen darin die Jenny. Ist das Ihre Lieblingsrolle?

Ich hänge an jeder Rolle. Die Frau von Karl Marx zu spielen ist eine große Aufgabe. Ich habe dafür viel über Marx und seine Familie gelesen. In der neuen Marx-Engels-Gesamt-Ausgabe findet man unter anderem den sehr interessanten Briefwechsel und sogar Gedichte von Marx. Dieser Geistesriese hat seine Jenny über alles geliebt. Und eine so geliebte, kluge und tapfere Frau darzustellen ist eine herrliche Arbeit. Und eine schwere. Übrigens gibt es davon eine Schallplatte.

Sicher kann nicht jede Aufführung ein großer Erfolg sein. Wir Soldaten erfahren zum Beispiel beim Schießen sofort, ob wir getroffen haben. Woran erkennen Sie es?

So schnell und zuverlässig geht das bei uns leider nicht. Die Wirkung von Kunst ist schwer meßbar. Gewiß – Beifall, Lachen, Weinen, das sind starke Reaktionen. Ob der Zuschauer aber wirklich etwas für sich mitnimmt, einen neuen Gedanken, eine neue Sicht, ein neues Empfinden, dafür können wir nur Abend für Abend unser Bestes tun. Mir erzählte einmal ein Besucher, er sei nach langer Zeit wieder einmal mit seiner Frau eine Flasche Wein trinken gegangen, nachdem sie unsere Vorstellung gesehen hatten, und es sei ein sehr schöner Abend gewesen. Das ist doch auch Wirkung, nicht wahr?

Als Schauspielerin wie auch im wirklichen Leben müssen Sie wahrhaft vielen Sätteln gerecht sein. Welche Ihrer Wesenseigenschaften empfinden Sie dabei als besonders förderlich oder aber hinderlich?

Ich glaube, daß mancher Vorzug, den man hat, auch ein Nachteil sein kann. Für die Schauspielerei ist gut, daß ich sehr emotionsreich, phantasievoll und spontan bin. Das ist jedoch für meine Arbeit als Leiter gar nicht so vorteilhaft. Wichtig scheint mir, daß man seine Eigenschaften erkennt und sie je nach Lage richtig nutzt.

Sie wissen, die Zuschauer identifizieren den Schauspieler oft mit seinen Rollen. In früheren Filmen erlebte man Sie häufig als kühle, gar berechnende große Dame. In Ihren Liedern aber sind Sie so voller Wärme und Herzlichkeit. Nehmen wir das „Wiegenlied von der Zwiebel" oder Victor Jaras „Es war Juni, Amanda". Wie sehen Sie sich denn selbst?

Diese Lieder, das bin ich. Da muß ich sein, wie ich wirklich bin. Da kann ich mich nicht verwandeln wie in einer Theaterrolle; da muß ich mich viel eher enthüllen. Man sollte den Menschen nie nach Äußerlichkeiten beurteilen, und den Schauspieler schon gar nicht. Denn der spielt heute einen Mörder, morgen einen Revolutionär, darauf einen verlassenen Liebhaber.

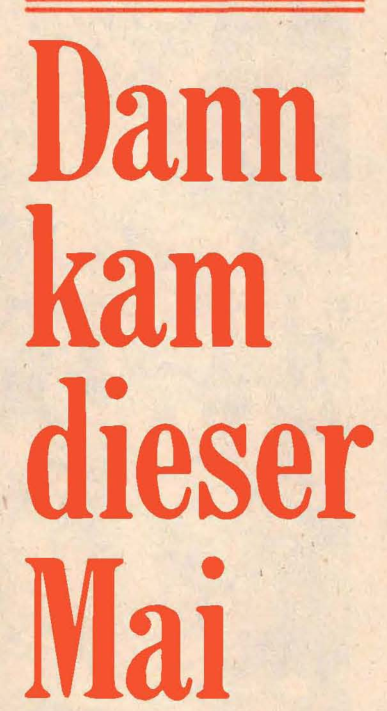
Wie, meinen Sie, sollte man nun seine Zeitgenossen beurteilen?

Man sollte den Menschen daran messen, wie er seine Arbeit tut und ob er zu seinen Siegen wie zu seinen Niederlagen steht. So möchte auch ich gesehen werden und verstanden sein.

Mit Vera Oelschlegel unterhielten sich die Soldaten Giso Zieger, Michael Groppel, Frank Hensel, Peter Witt und Andreas Walter, Gefreiter Matthias Wichenhagen, Fähnrich Norbert Krause, Leutnant Klaus Meier und AR-Redakteurin Karin Jaeger. Es fotografierte Manfred Uhlenhut.

Die Lieder der Vera Oelschlegel – zärtlich und kämpferisch, sanft und zornig, ermutigend und heiter.





. . . zornig, wie es sich gehört

„Unser Volk wird nur langsam zornig, und noch ist es nicht richtig zornig, aber wenn es erst zornig sein wird, wie es sich gehört, geht es den Faschisten schlecht. Dann werden wir mit ihnen fertig." Es war im September 1941. Da sagte das ein Rotarmist zu Michael Scholochow, dem Verfasser von „Der stille Don" und „Neuland unterm Pflug", in jener Zeit jedoch Frontkorrespondent der „Prawda" und der „Krasnaja Swesda".

Ein Vierteljahr davor, am 22. Juni 1941, war das faschistische Deutschland auf der gesamten Länge der sowjetischen Westgrenze, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, mit der fast doppelten Überzahl an Soldaten, der mehr als dreifachen an Kampfflugzeugen moderner Typen und der anderthalbfachen an Panzern schlagartig und vertragsbrüchig in die Sowjetunion eingefallen. Seinen Generalen hatte Hitler eingeschärft, daß sie diesen Krieg als „Vernichtungskampf" zu führen hätten. Würde das nicht geschehen, „dann werden wir zwar den Feind schlagen, aber in dreißig Jahren wird uns wieder der kommunistische Feind gegenüberstehen". Hitler hatte auch verlangt: „Wir werden eine Technik der Entvölkerung entwickeln müssen."

Mord an sowjetischen Bauern



Doch vor allem wollten die deutschen Monopole große Beute machen. In ihrem Auftrag hatte der „Führer" am 29. Juni unbegrenzte Vollmachten erteilt „zur höchstmöglichen Ausnützung der vorgefundenen Vorräte und Wirtschaftskapazitäten".

Daß sie durch den „siegreichen Rußlandfeldzug" leicht und schnell reich werden könnten, hatte die faschistische Propaganda auch den Offizieren und Soldaten der Hitler-Wehrmacht eingeredet. Obendrein enthob man sie von vorherein jeglicher Verantwortung für alle Vergehen, die sie gegenüber der Zivilbevölkerung begingen, selbst wenn es sich um Kriegsverbrechen handelte. So wurde geplündert, vergewaltigt, getötet. . .

Den Truppen des deutschen Imperialismus gelang es, Kiew zu besetzen, Leningrad zu blockieren, sie drangen bis vor die Tore Moskaus. Zeitweise besetzten sie ein Gebiet, in dem 40 Prozent der Bevölkerung lebten, sich 46 Prozent der Industrieproduktion und 47 Prozent der landwirtschaftlichen Anbaufläche befanden. Als der Gegner die Rote Armee zum Rückzug zwang, kamen an der Front, durch die Verbrechen der Nazis in den besetzten Gebieten und durch die Zwangsarbeit in Deutschland, sieben Millionen sowjetische Menschen ums Leben – jeder zehnte der früheren Bevölkerung des okkupierten Gebietes.

Es geschah, wie es der Rotarmist vorausgesagt hatte. Das Sowjetvolk wurde zornig – zornig, wie es sich gehört.

1418 Tage und Nächte

In seinen „Erinnerungen und Gedanken" schrieb Marschall der Sowjetunion Shukow: „Dank dem Einfluß der sowjetischen Lebensweise und der umfassenden Erziehungsarbeit der Partei ist in unserem Land

Warmes Essen für die Berliner



ein Mensch herangewachsen, der zutiefst von der Richtigkeit seiner Sache überzeugt und sich seiner persönlichen Verantwortung für das Schicksal der sozialistischen Heimat bewußt ist. Wo sich der Sowjetmensch auch befand – an der Front, in der Heimat, im Hinterland des Gegners, in faschistischen Lagern –, überall tat er alles von ihm Abhängende, um die Stunde des Sieges näher zu rücken."

1 418 Tage und Nächte dauerte der Kampf gegen den deutschen Faschismus. Er tobte an einer Front, die eine Breite bis zu 6 000 Kilometern hatte. An ihr wurden die Hauptkräfte des Aggressors zerschlagen – 607 faschistische Divisionen.

Bereits am 3. Juli 1941 hatte Stalin, der Vorsitzende des sowjetischen Verteidigungskomitees, in einer Rundfunkrede auch darauf aufmerksam gemacht: „Dieser Vaterländische Krieg gegen die faschistischen Unterdrücker hat nicht nur das Ziel, die über unser Land heraufgezogene Gefahr zu beseitigen, sondern auch allen Völkern Europas zu helfen, die unter dem Joch des deutschen Faschismus stöhnen."

Damals in Jalta

„Es ist nicht unsere Absicht, das deutsche Volk zu vernichten, doch nur dann, wenn Nazismus und Militarismus ausgerottet sind, wird für die Deutschen Hoffnung auf ein würdiges Leben und auf einen Platz in der Völkergemeinschaft bestehen." Das erklärten die Großmächte der Antihitlerkoalition auf ihrem Gipfeltreffen in Jalta am 12. Februar 1945.

Im März – die Rotarmisten kämpften noch auf polnischem Territorium – wies eine Direktive des Kriegsrates der 1. Belorussischen Front alle Kommandeure auf die große Verantwortung der Truppen in den befreiten deutschen Gebieten hin. Sie wurde zum Anlaß genommen, in den Einheiten erneut die Befreiungsmission der Roten Armee zu erläutern.

Zur selben Zeit hetzte im „Völkischen Beobachter" der damalige Chef des Generalstabes des faschistischen Heeres, Generaloberst Heinz Guderian: „Wir wollen unsere einst blühende Ostprovinzen zurückholen. Wir wollen das deutsche Land im Osten aus den blutbefleckten Pranken der bolschewistischen Bestie befreien. Mit leidenschaftlicher Entschlossenheit arbeiten wir dem Zeitpunkt entgegen, an dem wir von der Abwehr wieder zum Angriff an der Ostfront übergehen können... Wir erstreben über die Not der Gegenwart hinweg mit aller Glut der Seele und aller Leidenschaft die Wiederherstellung des deutschen Ostens."

An diesem Guderian lobt man heute in der BRD, daß er nicht der Mann war, sich nach 1945 „zu rechtfertigen oder gar zu Kreuze zu kriechen".

Wozu sollte er das eigentlich auch? Das, was er im März 45 sagte, findet sich doch, zum Teil sogar wörtlich, sowohl in Erklärungen des ersten BRD-Regierungschefs, Adenauer, als auch im Bundeswehr-„Weißbuch" 1979 wieder.

Und dabei hatten damals in Jalta

auch die Westmächte, aus deren Besatzungszonen dann im September 1949 der Separatstaat BRD entstand, erklärt: „Es ist unser unbeugsamer Wille, den deutschen Militarismus und Nazismus zu vernichten und sicherzustellen, daß Deutschland nie wieder imstande sein wird, den Weltfrieden zu stören."

Verbrannte Erde



„Wenn die Russen kommen ..."

„Nach erbitterten Kämpfen auf den Seelower Höhen stießen die Truppen gegen die Hauptstadt des deutschen Reiches vor", berichtete Hauptmann Lew Besymenski, damals Offizier im Stab der 1. Belorussischen Front, über die Tage nach dem 16. April, dem Beginn der Berliner Operation. „Auf diesen Augenblick hatten sich alle vorbereitet. Ich hatte dem Artilleriechef der 1. Belorussischen Front, Generaloberst der Artillerie Wassili Iwanowitsch Kasakow, zur Lagebesprechung eine Karte von Groß-Berlin zu überbringen, auf der alle Wassertürme, Gaswerke, Kraftwerke und Krankenhäuser eingezeichnet waren: diese Objekte sollten nicht von der Artillerie beschossen werden. Die Sowjetarmee wollte keine Zerstörungen, und nur der sinnlose Widerstand der Garnison Berlin und der Wehrmachtstruppen machte die Zerstörungen unvermeidlich."

„Wenn die Russen kommen ..." Was dann geschehen sollte, darüber hatte die faschistische Propaganda die schauerlichsten Geschichten verbreitet. Am 21. April war es auch in Berlin soweit. Die Kämpfe zogen sich in die Straßen der Stadt, von der der zweite Weltkrieg ausgegangen war.

Am 25. April wurden in der Landsberger Allee, der heutigen Lenin-Allee, 130 Frauen und Kinder zusammengeschossen. Sie waren auf der Flucht in die schon befreiten Stadtgebiete. Und geschossen hatte die SS. Dabei wurden auch zwei Offiziere und eine Sanitäterin der Roten Armee verwundet. Sie hatten versucht, den deutschen Frauen und Kindern zu helfen.

Am 27. April ließen die Nazis die Schottenkammern des Landwehrkanals in der Nähe des Anhalter Bahnhofs sprengen. Das Wasser flutete in die Schächte der U- und S-Bahn. Dort hatten Frauen, Kinder und Verwundete Schutz vor den Kampfhandlungen gesucht. Die wenigsten konnten sich aus den eisigen Fluten retten.

Feldküchen fuhren auf

„Das Verpflegen von Landeseinwohnern und Kriegsgefangenen ist mißverstandene Menschlichkeit." So hatte es in einem faschistischen Befehl für den „Rußlandfeldzug" geheißen. Am 24. April erhielt Generaloberst Bersarin, Befehlhaber der 5. Stoßarmee, die sich bei den Kämpfen um Berlin besonders auszeichnete, auch einen Befehl in Sachen Versorgung der Zivilbevölkerung. Er lautete: Aus den Vorräten der kämpfenden Truppe sind 6000 t Mehl, 1 250 t Fleisch, 75 t Schweinespeck, 12 000 t Kartoffeln, 550 t Salz und 500 t Zucker zu entnehmen und als erste Hilfe für die Berliner Bevölkerung zur Verfügung zu stellen.

So kam es, daß noch während der Kampfhandlungen Feldküchen der Roten Armee warme Mahlzeiten an die Berliner ausgaben, sowjetische Soldaten Lebensmittel verteilten, sowjetische Ärzte und Schwestern medizinische Hilfe leisteten.

„Ich sehe noch vor mir, wie in der Voßstraße die Feldküche aufgefahren war und wie Frauen und Männer mit ihren Schüsseln kamen, um die langentbehrte, kräftige warme Mahlzeit zu empfangen", erinnerte sich Ernst Kehler, der als Frontbevollmächtigter des Nationalkomitees „Freies Deutschland" mit den Sowjetsoldaten nach Berlin gekommen war. „Wieviele Berliner mögen diese Hilfe durch die Sowjetarmee als selbstverständlich angenommen haben, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, welche unvorstellbaren Leiden die faschistischen Truppen dem Sowjetvolk zugefügt hatten!"

„Mein Herz regte sich"

Über seine Erlebnisse im Berlin jener Tage berichtete der ehemalige Rotarmist J. A. Semjaschkin: „In einer Straße im Zentrum eröffneten faschistische Maschinengewehre aus dem Treppenflur eines Hauses das



Feuer auf uns. Zwei unserer Soldaten wurden verwundet und sanken zu Boden. Ich stürzte, nachdem ich einige Feuerstöße aus der MPi abgegeben hatte, in den Treppenflur, aus dem das Feuer kam. Die deutschen Soldaten, die sich dort befunden hatten, waren geflohen. Einer lag mit dem Gesicht nach unten auf der Treppe.
Als sich das Kampfgeschehen weiter zum Reichstag hin verlagerte, kehrte ich zu meinen verwundeten Kameraden zurück, um ihnen zu helfen. Im Erdgeschloß des Hauses, aus dessen Flur man uns beschossen hatte, befand sich eine Apotheke. Dorthin trug ich meine Kampfgefährten, verband ihre Wunden und beschloß, nach dem auf der Treppe liegenden Soldaten zu sehen. Ich verhehle nicht, daß ich erwartet hatte, einen eingefleischten Faschisten und professionellen Mörder zu sehen.
Aber als ich den Soldaten auf den Rücken gedreht hatte, schauten mich die lebendigen Augen eines deutschen Jungen voller Tränen und Angst an. Er war nicht älter als 16 Jahre.
Was mochte er in diesen Minuten gedacht haben? Stand doch derjenige vor ihm, auf den er geschossen hatte, um ihn zu töten. Ich schaute ihn an. In diesen Minuten rangen in mir das Verlangen, mich an dem Feind zu rächen, und die Erkenntnis, daß ich einen von Hitler und Goebbels verführten jungen Menschen vor mir hatte.
Mein Herz regte sich. Ich zog den Soldaten in die Apotheke, in der meine Landsleute lagen, meine Genossen und Kampfgefährten. Sie mißbilligten mein Handeln. Irgendwie vermochte ich ihnen begreiflich zu machen, daß das kein Faschist sei. Sie stimmten mir schließlich zu..."

Berlin lebt auf

Am 8. Mai 1945, um 22.43 Uhr, unterzeichneten in der ehemaligen Festungspionierschule in Berlin-Karlshorst die Vertreter des Oberkommandos der faschistischen Wehrmacht die bedingungslose Kapitulation. Endlich ist Frieden in Europa...
„Berlin lebt auf!" Mit dieser Schlagzeile erschien am Montag, dem 21. Mai, wieder die erste deutsche Zeitung, die „Berliner Zeitung". Auf der ersten Seite wurde von der Gründungssitzung der deutschen antifaschistisch-demokratischen Stadtverwaltung von Groß-Berlin berichtet, die sich mit Billigung des Oberkommandos der Roten Armee gebildet hatte.
Auf der Sitzung sprach auch Generaloberst Bersarin, der sowjetische Stadtkommandant: „Wir sind hierhergekommen, um ein für allemal die Hitlerbande zu vernichten. Von hier aus verübte im Jahre 1941 die deutsche Hitlerarmee den Überfall auf das friedliche Sowjetvolk. Niemals und unter keinen Umständen hat das Sowjetvolk daran gedacht, gegen das deutsche Volk zu Felde zu ziehen. Niemals ist es dem Sowjetvolk eingefallen, fremdes Gebiet erobern zu wollen. Wir haben Land genug. Dieser heimtückische Überfall des deutschen Imperialismus kam überraschend für die Völker der Sowjetunion, die im ersten Kriegsjahr die ganze Schwere des Krieges erleben und auf sich nehmen mußten. Es war außerordentlich schwer. Unsere Menschen vergossen ihr Blut, litten schwere Not. Ich habe während meines ganzen Lebens nichts gesehen, was dem ähnlich war, als die deutschen Offiziere und Soldaten wie Bestien gegen die friedliche Bevölkerung vorgingen. Alle Zerstörungen, die Sie in Deutschland haben, sind Kleinigkeiten, gemessen an den Zerstörungen, die wir erfahren haben.
Die Lage hat sich so entwickelt, daß es im Ergebnis der Schläge der Roten Armee und unserer Verbündeten in kurzer Zeit gelungen ist, ins Nest des Faschismus vorzustoßen. Ich wiederhole: Vorzustoßen nur zu dem Zweck, damit sich niemals wieder ein neuer Faschismus bilde. Wir wollen den Frieden in der ganzen Welt. Wir wollen, daß die Völker der ganzen Erde frei und froh leben und ein friedliches Leben führen."

... auf sowjetische Städte programmiert

Hitler, von den deutschen Monopolen als „starker Mann" an die Macht gebracht, hatt einst Vorkehrungen treffen lassen, um die sowjetische Hauptstadt „im Wasser zu ertränken". Wo Moskau steht, sollte ein gewaltiger See angestaut werden, „der die Metropole des russischen Volkes den Blicken der zivilisierten Welt für immer entziehen" sollte. Auch Leningrad sollte „vom Erdboden verschwinden".
Fast vierzig Jahre später, am 12. Dezember 1979, beschließt nun die NATO – nicht zuletzt auf Druck der imperialistischen BRD – in Westeuropa 572 „Pershing-2"-Raketen und „Cruise Missile" zu stationieren, die auch auf sowjetische Städte programmiert sind.
In der Bundeswehr gelten die Soldaten und Offiziere der faschistischen Wehrmacht als Vorbilder, die „mutig, tapfer und beispielgebend ihre soldatische Pflicht erfüllt haben".
Und in bundesdeutschen Wohnzimmern stehen „strategische Kriegsspiele" auf dem Tisch, bei denen nach detaillierten Anweisungen gespielt wird, „Leningrad, Moskau und Stalingrad einzunehmen". So, als hätte es diesen Mai nie gegeben.

Hauptmann K.-H. Melzer
Fotos: Archiv

Schlepper 304





Haben ihren Schlepper 304 gut in Schuß, sind stets einsatzbereit und helfen kameradschaftlich: Die Unteroffiziere Beierlein (rechts) und Schönau aus dem Leo-Jogiches-Regiment


304

Ein Knacken im Kopfhörer läßt Unteroffizier Beierlein hellwach werden. „Die ‚Drei' abschleppen!" dringt's über Funk in seine Ohren. „Zum Instandsetzungsplatz bringen!" Der Unteroffizier bremst seine Panzerzugmaschine, starrt nach vorn in die Finsternis, wo winzige Lichtpünktchen und Motorengebrumm eine Panzerkolonne andeuten. Er blickt auf die Uhr. Knapp vor vier. Und draußen pladdert's. Er schaltet die Rund-um-Leuchte ein, deren gelber, flackernder Schein den Retter ankündigt, und überlegt. Soll ich Schönau wecken und ihn weiter kutschen lassen? Eigentlich ist er der Fahrer. Ach was, soll er weiterschlafen. Hat ja schon einen Tag und eine Nacht lang das „Auto" gesteuert. Ich werd's schon schaffen. Außerdem ist ja noch der Offizier für technische Ausrüstung dieser Kompanie da, der mit uns fährt.

Rainer Beierlein springt aus dem Wagen. „Die Kupplung!" schreit ihm der Fahrer des stehengebliebenen Panzers zu, halb ärgerlich, daß es ausgerechnet ihn erwischt hat, halb entschuldigend, daß er dem Schlepper nun zusätzliche Arbeit beschert. Sie lösen die sechs Meter langen Trossen, lassen die schweren Stahlseile in die Haken einrasten. Beierlein schüttelt die Regentropfen von seiner Uniform, gibt dem Panzerfahrer noch schnell ein paar Hinweise, ist schon wieder in seinem Bergefahrzeug verschwunden. Legt den 1. Gang ein, fährt behutsam an, läßt die Seile straffen, spürt förmlich die kapitale Last da hinten, die fast wie eine Bremse wirkt. Gefühlvoll bedient er die beiden Lenkhebel. Scharfe Wendungen kann er sich nicht erlauben. Darf weder kräftig drauflos fahren, noch plötzlich stoppen. Seine Blicke bohren sich durch das schmale Glas des Winkelspiegels. Rutsch bloß nicht in ein Loch, übersieh ja kein Hindernis, denkt er immerfort. Jetzt bist du für zwei Maschinen verantwortlich! Ab und zu wandern seine Augen zu den schwach beleuchteten Armaturen vor sich. Beierlein hält nach einiger Zeit an, um den heißgelaufenen Motor der „304" abkühlen zu lassen. Springt über den aufgeweichten Boden nach hinten. „Geht's?" Der Abgeschleppte ist zufrieden. Und wieder legt Beierlein den Gang ein, zieht er das Havariefahrzeug bedächtig weiter. Meter für Meter durch die schier unendliche Dunkelheit. Ist schließlich froh, auf dem Sammelplatz für ausgefallene Fahrzeuge den Panzer ohne Zwischenfälle abliefern zu können. Und auch der Offizier für technische Ausrüstung ist

Wurde beim ersten Anlauf aus der Grube gezogen: Schwimmpanzer PT-76



mit der Arbeit zufrieden, hat er doch jetzt die Maschine erst einmal vom Platz, sie in die Nähe seiner übrigen Panzer bekommen. Mit einem „Gut gemacht!" verabschiedet er sich in seine Kompanie.

Langsam weicht die Spannung aus Beierleins Körper, stärker denn je macht sich Müdigkeit bemerkbar. Aber noch gönnt sich der Kommandant keine Ruhe. Er tastet sein „Auto" ab, prüft hier eine Halterung, dreht dort an einer Verbindung. Es kann ja jederzeit wieder losgehen. Nicht auszudenken, wenn dann die „304" wegen einer kleinen lumpigen Sache nicht weiterkommt. Nee, nee, nicht bei Beierlein! Erst nachdem er alle wichtigen Teile „durchforstet" hat, ist er beruhigt, kriecht er in die Zugmaschine, um ein wenig zu ruhen.

Es wird nur eine Mütze voll Schlaf. Nach drei Stunden – inzwischen ist es hell geworden – werden Beierlein und Schönau schon wieder gebraucht. Ihre Gesichter sind nicht gerade die freudigsten, zu gern hätten sie sich noch länger aufs Ohr gelegt. Aber sie wissen auch, daß sie hier draußen im Übungsgelände, wo es Tag und Nacht rund geht, wo eine Kompanie nach der anderen schießt und fährt, gefragte Leute sind. Und was wären sie für Schlepper, die nicht stets und ständig für die anderen da wären? Nicht von ungefähr hatte ihr Kompaniechef die Panzerzugmaschine 304 hieraus befohlen. Weiß er doch, auf den Kommandanten kann er sich verlassen, der gehört doch zu den besten in der Bergegruppe des Regiments.

„Ich wünsche Ihnen alles Gute", hatte der Offizier die beiden Einzelkämpfer in der Kaserne verabschiedet. Die Unteroffiziere freuten sich über diese Geste. Sie ist für sie Ansporn, ihr Fahrzeug auch bei diesem Einsatz fehlerfrei zu halten. „Wie rechtzeitig die Panzer im Warteraum sind, wie schnell mal einer repariert werden kann, das kommt auch auf uns an", meinen beide. Auf



Defekt vom Übungsplatz in den Sammelraum: Schützenpanzerwagen PK 50



Schlepper 304

den „304" läßt der Kommandant nichts kommen. „Ich kann es nicht leiden, wenn ein Fahrzeug dreckig oder kaputt dasteht. Lieber hänge ich da zwei, drei Stunden dran. Hat doch Geld gekostet, die Technik. Unser aller Geld. Deshalb muß man sich immer wieder um sie kümmern." Er lebe nun mal für seinen Schlepper, für sein „Auto". Da scheue er keine Mühe. Wie zu Hause mit seiner hundertfünfziger ES, die tipptopp wäre, oder in seinem Greizer Betrieb als Karrosseriebauer, so halte er es auch bei der Armee.

Seinen Ehrgeiz für eine tadellose Technik versucht der Kommandant auf seinen Fahrer, den Unteroffizier Schönau, zu übertragen. Wenngleich er nicht immer auf Gegenliebe stößt. Beierlein jedoch läßt nicht locker, auch seinem Mitkämpfer solch ein Denken anzuerziehen. Nicht nur



Der Kommandant

abgucken. Beispielsweise, wie er schwere Brocken am besten bergen kann. Beim Schwimmpanzer gestern war's so. Der lag in einer Grube am Rande des Übungsplatzes fest, konnte nicht vor und nicht zurück. Für den Fahrer der Zugmaschine eine ungewohnte Situation. Beierlein nahm einen Bleistift zur Hand, skizzierte auf einem Zettel die sicherste Art des Herausziehens. „Genau in die Richtung fahren – und die ‚Ente' müßte draußen sein." Wie freute sich Schönau, als es gleich beim erstenmal klappte, daß er wieder ein Stückchen mehr gelernt hatte.

Auch an diesem Morgen, als sie geweckt werden, ist das Können beider gefragt. Das Getriebe des Panzers, den sie heute nacht vom Schießplatz holten, wird ausgebaut, damit das Kupplungspaket gewechselt werden kann. Zwar steht ein Werkstattwagen mit Kran bereit, aber mit der Panzerzugmaschine geht es einfacher. Ob sie noch Zeit hätten, helfen könnten, damit es beim Instandsetzen besser flutsche, fragt sie der Werkstattleiter. Na ja, ein paar Stunden hätten sie schon übrig, erwidert der Kommandant.

Schönau bringt die Maschine längsseits, schwenkt den Kran aus. Mit sicheren Hebelgriffen am Kranpult holt Beierlein einen Brocken nach dem anderen aus dem Innern des T-55 heraus, setzt sie sachte ab. Keine Delle, keine Schramme.

„Gut so!" lobt der Instandsetzungsgruppenführer das Zusammenspiel zwischen Fahrer und Kommandant. Die beiden helfen mit Werkzeug aus, packen auch mal zu, wenn's nottut. Nach vier Stunden ist der Fehler beseitigt, können die Teile wieder eingebaut werden. Höchste Zeit für die Schlepper. In sechzig Minuten müssen sie sich nämlich in einer neuen Kompanie melden, sie auf ihrer langen Fahrt quer durch's Schießgelände begleiten. Trotz des Termins im Nakken leisten die beiden Unteroffiziere auch jetzt Qualitätsarbeit. Schönau weist mit Hand-

beim Parkdienst. Auch in den Gefechtspausen. Da ist beim Kommandanten nicht viel drin mit „'ner ruhigen Kugel schieben". Wollen sie defekten Panzern helfen, so muß natürlich zuerst ihre „304" in Ordnung sein! Thomas Schönau hat noch die jüngste Szene vor Augen. Sie fuhren am Schluß einer Panzerkolonne, als es eine kurze Rast gab. „Raus!" forderte da Beierlein den verdutzt dreinschauenden Schönau auf. „Jetzt bauen wir die Begrenzungsleuchte aus. Die brennt doch nicht." Innerhalb von fünf Minuten erhielt der Fahrer einen Anschauungsunterricht in puncto Einsatzbereitschaft. Auch bei solchen Kleinigkeiten, die doch Großes bewirken können.

Der junge Fahrer wird jedoch von seinem Kommandanten nicht nur gefordert, sondern kann von ihm so manchen Kniff



Der Fahrer

Schlepper 304

zeichen seinen am Kranpult stehenden Kommandanten ein. Mit Fingerspitzengefühl zieht dieser die Hebel, berechnet die Schwingungen der am Kran pendelnden Teile, lenkt sie behutsam wieder in den Bauch des Panzers. Ein Dankeschön noch von den Instandsetzern, und schon braust „304" los.
Kaum zwei Kilometer gefahren, stutzt Beierlein. Weit hinten links kommt aus dem offenen Übungsgelände ein T-55 angerollt. Er zieht einen Schützenpanzerwagen PK 50. Eine Bergung? überlegt Beierlein. Ob wir dort gebraucht werden? Eigentlich ist es ja unsere Aufgabe, den wegzuziehen. Noch ist Zeit, 30 Minuten. Sollen wir's riskieren? Der Panzer muß ja entlastet werden. Seine Einheit wird ihn sicher schon benötigen. Und wenn es auf Kosten des Mittagessens geht: Hier müssen wir einspringen. „Nach links!" befiehlt Beierlein kurz entschlossen seinem Fahrer. Mit dem Panzerkommandanten ist er sich bald einig. „304" wird den SPW weiterschleppen, es ist die gleiche Strecke durch den Wald, die auch sie nehmen müssen. Im Sammelraum klettert Beierlein zum Fahrzeug rüber. „Vielleicht ist Luft in der Kraftstoffleitung? Hat der Fahrer nicht rechtzeitig umgeschaltet?" Gemeinsam knien sie auf der Maschine. Die Vermutungen bestätigen sich. In zehn Minuten ist die kleine Panne behoben.
Thomas Schönau kommt indessen mit zwei Kochgeschirren angelaufen. „Kaßler und Sauerkraut. Nicht mehr sehr warm, aber immerhin . . ." Hastig löffeln sie die Näpfe leer, dann tönt's auch schon durch die Kopfhörer: „Schlepper marsch!"

Oberstleutnant Horst Spickereit
Fotos: Manfred Uhlenhut



T-55 und Zugmaschine nebeneinander: Behutsame Arbeit mit dem Kran

Hilfe! – Keine Hilfe?

Das ist hier die Frage. Sie geht auf zwei Briefe zurück, die uns Viola Schwartz aus Ludwigsfelde schrieb – den ersten Ende Dezember 1979, den anderen am 22. Januar 1980. Worum geht es ihr?

Der erste Brief

Mein Mann ist im November 1979 mit 26 Jahren zur Armee gekommen. Ich weiß, daß der Armeedienst für den Frieden wichtig ist. Aber ich verstehe nicht, warum die Männer in diesem Alter noch für eineinhalb Jahre gezogen werden. Am besten wäre es doch, wenn die jungen Männer mit 18 oder 19 Jahren, gleich nach der Lehre, weg kämen. Es ist doch logisch, daß man mit 26 Jahren Familie hat.
Ich stehe jetzt mit drei Kindern alleine da. Das ist nicht einfach. Die Kinder sind sechs und drei Jahre bzw. sieben Wochen alt. Ich bin schon jetzt, nach eineinhalb Monaten, mit den Nerven fertig. Ich habe das Gefühl, die Zeit vergeht überhaupt nicht. Manchmal weiß ich nicht weiter. Verwandtschaft habe ich hier nicht, bin also immer auf mich alleine gestellt und angewiesen. Mich würde interessieren, was ich machen kann und wie andere Frauen damit fertig werden. Seit der Papa weg ist, pullern die beiden Großen laufend ein und sind ganz schön aufsässig. Ich kann mich nicht so durchsetzen. Mir fällt die Trennung sehr schwer.
Ich bin zum zweiten Mal verheiratet, die beiden Großen sind aus erster Ehe. Doch sie sind bisher mit meinem zweiten Mann gut zurecht gekommen. Er hatte sich noch ein eigenes Kind gewünscht, um vom Babyalter an etwas von ihm zu haben. So wurde unsere Tochter Nadine am 1. November 1979 geboren – genau an dem Tag, an dem er zur Armee mußte. Da war er ganz schön sauer. Hat er nun wieder nichts vom ersten Lebensjahr, und ich muß die ganze Last alleine tragen. Schön ist das gewiß nicht. Einberufungen in diesem Alter und in dieser Lage sind für die Frauen und die Kinder sehr hart. Wird gar nicht an die Familie gedacht? Ich sitze oft abends da und heule. Bin so kaputt und einsam. Mit keinem kann man reden, sich beraten. Gibt es gar keine Möglichkeit, mir zu helfen?

Es sind dies drängende Fragen und keinesfalls einfach zu lösende Probleme, vor denen Viola steht. Und gerade weil sie sich ihr sehr zugespitzt stellen, hat sie dem Soldatenmagazin geschrieben – mit der Bitte um Rat und mit dem Wunsch, die Erfahrungen anderer Soldatenfrauen kennenzulernen. So haben wir uns entschlossen, ihre Briefe öffentlich zur AR-Leserdiskussion zu stellen. Gefragt ist sowohl die Meinung anderer Frauen in ähnlicher Lage als auch die ihrer als Soldat dienenden Männer. Gefragt ist, was Hausbewohner und Arbeitskollegen, Freunde und Bekannte, Vorsitzende von Hausgemeinschaftsleitungen und Wohnbezirksausschüssen der Nationalen Front, Bürgermeister und Abgeordnete, Leiter von Betrieben und Arbeitskollektiven dazu zu sagen und möglicherweise an Erfahrungen einzubringen haben.

Zur Debatte stehen Violas Briefe und diese Fragen:

Was kann Viola tun, um mit dem Alleinsein und mit der nun hauptsächlich in ihren Händen liegenden Kindererziehung fertig zu werden? Wer könnte und sollte mithelfen, ihr das Leben zu erleichtern?

Ist es in der Tat „familienfeindlich", wenn junge Familienväter für 18 Monate einberufen werden?

Wie kommen andere Soldatenfrauen zurecht? An wen schließen sie sich an und mit wem tauschen sie sich aus? Wer rät und hilft ihnen?

Was eigentlich wissen Nachbarn, Arbeitskollegen, Freunde und Bekannte von dem, womit sich eine Soldatenfrau herumzuschlagen hat? Interessieren sie sich von selbst dafür oder bedarf es erst des Anstoßes?

Ist nur der als Soldat dienende Betriebsangehörige in die Fürsorge und Betreuung der Betriebe eingeschlossen, seine Frau und seine Familie aber nicht?



Der zweite Brief

Inzwischen sind fast drei Monate vergangen. Langsam gewöhnt man sich an das Alleinsein. Aber alles bleibt an mir hängen, was sonst mein Mann getan hat. Zum Beispiel bin ich in dieser Woche mit Fahrradkeller, Containerplatz, Plattenweg und Rasenfläche dran. Muß alles sauber gemacht werden. Anfang November, also kurz nach meiner Entbindung, war ich auch dran. Keiner hat geholfen. In unserem Haus sehen alle nur bis zur eigenen Tür, und betteln werde ich nicht. Ich werde es auch allein schaffen. Irgendwie muß es ja weitergehen. Hier im Block wohnen alles junge Familien, Leute vom IFA-Werk. Aber hilfsbereit ist keiner, jedenfalls nicht von sich aus. Wenn mein Mann hier ist, kommt dauernd jemand zu ihm. Er hilft immer.

Was tun FDJ, Nationale Front und die örtlichen Staatsorgane, um sich der besonderen Probleme von jungen Soldatenfrauen anzunehmen?

Schreiben Sie bitte an:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postfach 46130

Das Foto von Manfred Uhlenhut ist nicht mit hier genannten Personen identisch.

Fortsetzung von Seite 18

Lyra-Waffenbrüder

ratni!" – „Jeschtscho ras – erste Mal forte, zweite Mal piano. . ." – „Danke – spassiwo!"
Jura schüttelt seine Arme aus und klappt die Partitur zu. Verschmitzt lächelnd meint er deutsch: „Das sitzt." Auch Major Siegfried Jäntsch, der sich inzwischen eingefunden hat, ist zufrieden.
15 bis 20 gemeinsame Konzerte im Jahr sollen mit guter Qualität zu Gehör gebracht werden. Genosse Katschalow unterstreicht: „Wir wollen uns musikalisch immer wieder das Gardeabzeichen verdienen."
Die sowjetischen Musiker unterstützen in ihrem Truppenteil vor allem die Exerzierausbildung, deren Stundenzahl in diesem Ausbildungsjahr erhöht wurde. Hinzu kommt noch die tägliche Wachvergatterung, auch Feierstunden werden fast immer mit den Militärmusikern gestaltet. Unterstützung des Frauenchores, der Tanzgruppe und der Combo sind Wettbewerbsverpflichtungen der 21 Musikanten von Gardeoberleutnant Katschalow. Zehn Genossen haben das Musizieren als Beruf gelernt. Andere sind junge oder auch ältere Talente, die sich aber ebenso appassionato (leidenschaftlich) mühen, dem Wort Beethovens „Die Musik muß Feuer aus dem Geiste des Mannes schlagen!" gerecht zu werden.
Starschina Rudin war schon mit 12 Jahren Partisan. Dort lernte er nicht nur das Schießen, sondern auch, wie man ein Schlagzeug bedient. Manch einer mußte hier im Gardetruppenteil auch „umgepolt" werden. Starschina Morosow ist von Hause aus Musiklehrer für Bajan und hatte, bis er in die DDR kam, noch nie eine Klarinette in der Hand. Und gerade eine Klarinette brauchte das Orchester. Schon nach recht kurzer Zeit war er Klarinettist. „Dabei haben mir auch sehr die Genossen des Musikkorps der Offiziershochschule geholfen."

Intermezzi (Zwischenspiele)

Endlich hat es Starschisergeant Sascha Delikin geschafft. Freudestrahlend hält er seine neue blitzende Querflöte in der Hand. Er hat emsig gespart. Zärtlich streichen seine Finger über das versilberte Instrument. Bisher spielte er auf einer armee-eigenen Flöte. Nun hat er seine eigene. Der Flötist des Musikkorps, Stabsfeldwebel Marciniw, darf sie einweihen. Beide Genossen verbindet eine herzliche Freundschaft, die über das Musikalische hinausgeht. Übrigens hat Sascha hier in der DDR seine Frau Nina geheiratet. Hochzeitsgeschenk von der Familie Marciniw war ein Porzellanservice. Alles paßt gut zusammen: Heidi Marciniw betrachtete Russisch schon immer als eine Art Hobby. Nun kann sie bei den häufigen Familientreffen in die Vollen gehen. Sascha Denikin war auch nicht faul. Er hat schon gut deutsch gelernt. Nina interessiert sich besonders für die Mode und auch für typisch deutsche Speisen. Sascha, neben der Musik, für Literatur.
Die fünfjährige Janina, Tochter von Major Jäntsch, ist bitter enttäuscht. Die Tränen kullern nur so übers Gesicht. Der angekündigte Besuch kommt nicht. Aus dienstlichen Gründen mußte Jura Katschalow den verabredeten Familienbesuch absagen. Janina Jäntschs Kummer bestand darin, daß sie nun auf die einjährige Ina Katschalowa verzichten muß. Ihre Fürsorge für Ina ging so weit, daß sie sogar ihr prachtvolles Schaukelpferd opferte, um es Ina zum Einjährigen zu schenken.
Die beiden musikalischen Leiter treffen sich sehr oft zu Hause. Gastgeschenke in der Wohnung von Major Jäntsch zeugen von dieser Freundschaft.

Coda (angehängter Schlußteil)

Die „Lubliner" und die „Luxemburg"-Musikanten sind in der Garnisonstadt beliebt, besonders wenn sie „gemischt" Konzerte geben. Sie fehlen zum Beispiel nie beim Plauener Spitzenfest. Und wenn das Musikkorps sich mal eine Exkursion mit Familienangehörigen leistet, dann sind selbstverständlich die Freunde dabei. So verhält es sich auch zu Festtagen. Und natürlich kennen die Musiker der Offiziershochschule inzwischen genau den Kampfweg des „Lubliner" Truppenteils. Diesen Ehrennamen erhielt das Regiment, als es am 24. Juni 1944 die polnische Stadt Lublin von den Faschisten befreite. Sie sind sehr stolz auf ihre Traditionen. Weitergeführt werden sie dadurch, daß die „Lubliner" innerhalb ihres Verbandes schon seit vielen Jahren im Wettbewerb an der Spitze stehen. „Ein bißchen tun wir dafür auch, denn neben unserer Musik rechnen wir genau in der allgemeinmilitärischen Ausbildung jede Stunde ab. Schießen, Taktik und politische Schulung sind durchaus keine Fächer, die nur so nebenher laufen", schätzt Jura Katschalow ein.
Für Major Jäntsch ist es sehr wertvoll, daß er über die sowjetischen Genossen an Partituren herankommt, die auf üblichem Wege schwer zu besorgen sind, vor allem bei uns nicht verlegt wurden. Auch das Einblasen – die Vorbereitung auf eine Probe – geschieht nach sowjetischem Vorbild und Notenmaterial. Und con brie (mit Schwung) wollen die Lyrawaffenbrüder auch weiter gemeinsam musizieren und ihre Freizeit gestalten.

Oberstleutnant
Wolfgang Matthées
Fotos: Manfred Uhlenhut

Schulter an Schulter

Namhafte Dichter aus den sieben Ländern des Warschauer Vertrages kommen in diesem Lyrikband zu Wort. In ihren Gedichten äußern sie sich zum Soldatsein in unserer Zeit. Die Hymne an das Vaterland und das Gedicht an die Gefährtin, die auf den Soldaten wartet, kennzeichnen Endpunkte des breiten thematischen Spektrums. In der Auswahl wird versucht, die Position des einzelnen Soldaten in seinem Land und innerhalb des Militärbündnisses zu umreißen, ausgehend von dem Bemühen, Gedichte voller Emotion und starker Aussage vorzustellen.

Die Nachdichtungen übernahmen vor allem Günther Deicke, Helmut Preißler, Annemarie Bostroem, Wilhelm Tkaczyk und Walter Flegel.

Aus verschiedenen Sprachen, etwa 160 Seiten, Leinen, etwa 7,00 M, Bestell-Nr. 746 180 8



Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik

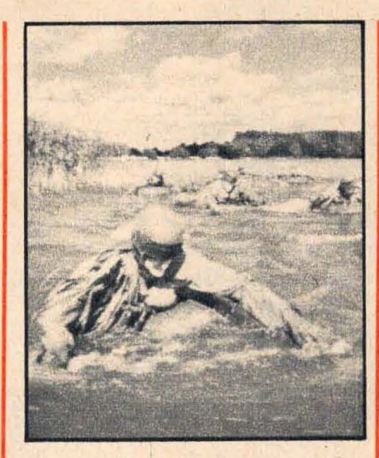
Wer möchte Schauspieler werden?

Wir suchen für den Studienbeginn 1980 besonders männliche Bewerber für die Ausbildung als Schauspieler für Theater, Film und Fernsehen. Aufnahmebedingungen: Abitur oder Abschluß der 10. Klasse mit abgeschlossener Berufsausbildung.
Für Armeeangehörige, die erst im Frühjahr und Herbst entlassen werden, besteht die Möglichkeit einer Immatrikulation mit Studienbeginn.
Unverbindliche Eignungstests (im Sinne einer Berufsberatung) und Eignungsprüfungen werden ständig durchgeführt.

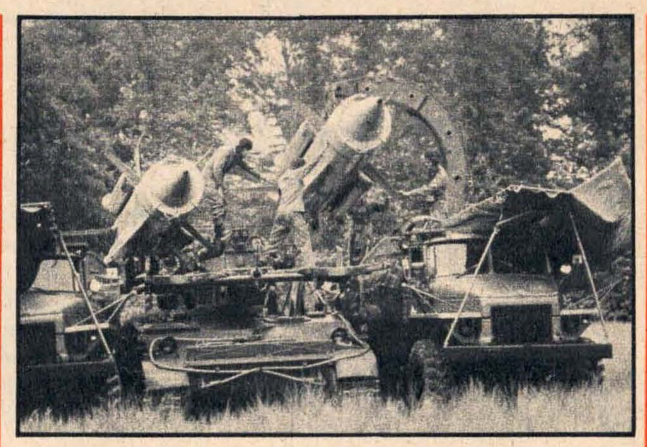
Richten Sie Ihre Anfragen und Anmeldungen umgehend an:

Theaterhochschule
„Hans Otto" Leipzig
7010 Leipzig,
Schwägrichenstr. 3, PSF 945
Prorektorat für Erziehung
und Ausbildung

oder an: **Hochschule für Film und Fernsehen**
1502 Potsdam-Babelsberg
Karl-Marx-Str. 27
Prorektorat für Erziehung
und Ausbildung



UNSER TITEL: Bewährung im nassen Element – siehe dazu auch die Seiten 60/61. Foto: J. Sobieszczuk.



UNSER POSTER: Beladen der mobilen Startrampe eines Zwillings-Fla-Raketenkomplexes der Truppenluftabwehr, fotografiert von M. Uhlenhut.

INHALT

3 Was ist Sache?
4 Von Telepathen, Mördern und einer Fühlingssonate
6 Am Rande des Abgrunds
12 Postsack
16 Lyra-Waffenbrüder
20 AR international
22 Es waren ihrer 22000
27 Vom Freßlied zum „Kutte" – Angelika Mann
30 Der Hölle entronnen
34 Soldaten schreiben für Soldaten
36 Zwischen Flaute und Wind
42 Die CIA auf dem fünften Kontinent
44 Als käme es auf ihn alleine an
48 Seltsamer Besuch
53 Waffensammlung/Flußkampfschiffe
58 Geschichten aus der Gründerzeit
60 Sicher auch im Wasser
63 Komm, ich zeige dir meinen Wald
66 . . . einer schämt sich
70 Eintritt frei für Companeros
72 Rätsel
74 Bildkunst
76 Typenblätter
78 Vera Oelschlegel
84 Dann kam dieser Mai
88 Schlepper 304
94 Hilfe! – Keine Hilfe?

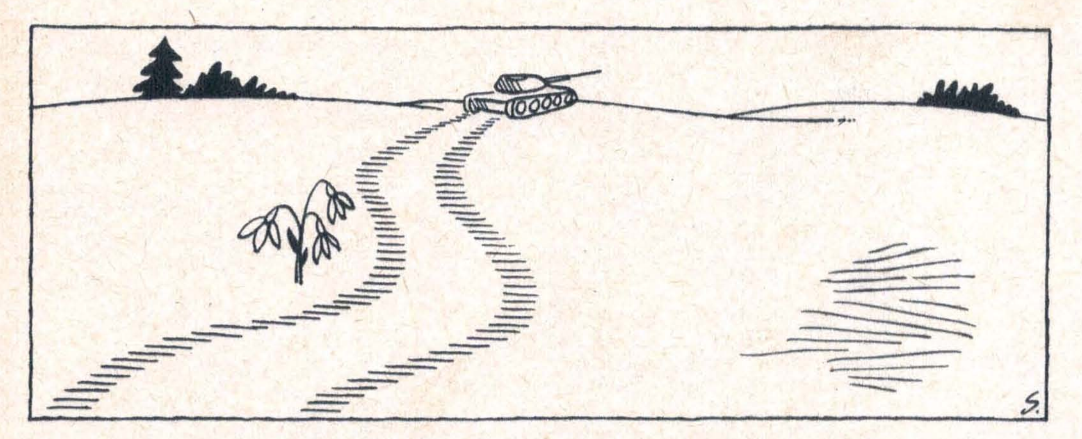


Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnent J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

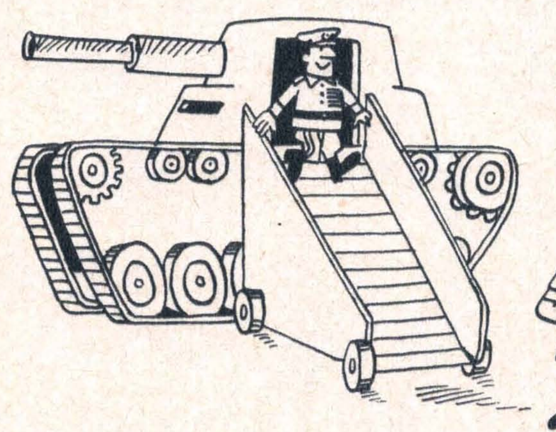
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 31. 1. 1980

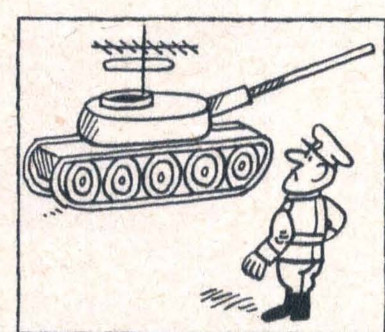


„Ketten-Reaktion"

von Horst Schrade



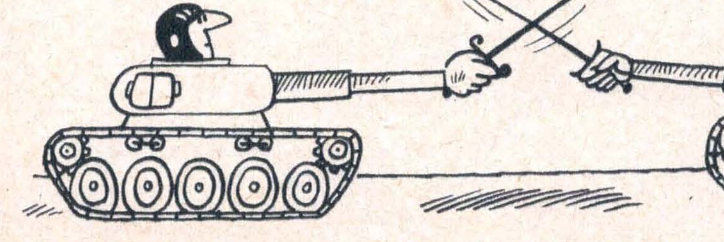








„Ne echte Panzer-Schildkröte!"



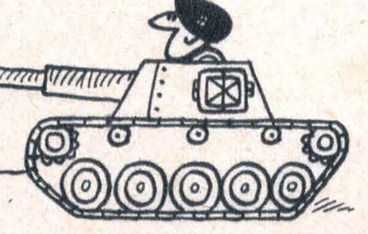


Foto: Manfred Uhlenhut

ANGELIKA MANN



31036
ISSN 0004-2277